

# AURORA

## Ein romantischer Almanach

4

Jahresgabe der deutschen Eichendorff-Stiftung

Karl Freiherr von Eichendorff

in Zusammenarbeit mit

Univ. Prof. Geheimrat Dr. Adolf Dyroff

und Karl Sczodrok

Verlag „Der Oberschlesier“

Oppeln

1 9 3 4

Genehmigter Neudruck  
jal-reprint • Würzburg

Aurora – Ein romantischer Almanach. Bd. 4. Jahrgabe der Deutschen Eichendorff-Stiftung. Karl Freiherr von Eichendorff in Zusammenarbeit mit Univ. Prof. Geheimrat Dr. Adolf Dyroff und Karl Sczodrok. Oppeln 1934.

Unserm Eichendorff.....	1
Gustav Wilhelm, <i>Briefe der Freiin Louise von Eichendorff an ihren Neffen Hermann</i> .....	3
Karl von Eichendorff, <i>Der Zusammenbruch des Eichendorff'schen Grundbesitzes</i> .....	20
Adolf Dyroff, <i>Über Impressionismus und Aktivismus bei Eichendorff</i> .....	25
Franz Ranegger, <i>Probleme der Wiener Romantik</i> .....	38
Wilhelm Meridies, <i>Nocturno – Eine Erzählung um Eichendorff</i> .....	43
Otto Demuth, <i>Eichendorffs „Freier“</i> .....	47
Hans Kaboth, <i>Eichendorffs „Dichter und ihre Gesellen“</i> .....	57
Wilhelm von Scholz, <i>„Wie im Traum“ – Zur „Meerfahrt“</i> .....	63
Maria J. von Minckwitz, <i>Venus und Madonna – Eichendorff und Eminescu</i> .....	66
Richard von Kralik, <i>Eichendorff</i> .....	69
Robert Hohlbaum, <i>Eichendorff und Mörike – Ein Vergleich</i> .....	70
Georg Langer, <i>Eichendorff, Mörike, Storm</i> .....	74
Karl d' Ester, <i>Eichendorff als Politiker</i> .....	81
Ewald Reinhard, <i>Joseph von Eichendorff und Karl Ernst Jarcke</i> .....	88
Karl Freiherr von Eichendorff, <i>Urteile über Eichendorff aus alter und neuer Zeit</i> .....	93
Ernst Görlich, <i>Alter „Taugenichts“ – An Joseph von Eichendorff</i> .....	95
Alfred Schellenberg, <i>Die Eichendorff-Medaille von Theodor von Gosen</i> .....	96
Ludwig Pietsch, <i>Ein Abend bei Ludwig Tieck</i> .....	99
Max Beuchel, <i>Unserm Eichendorff</i> .....	101
Ewald Reinhard, <i>Ein bisher unbeachteter Eichendorff-Aufsatz</i> .....	102
Arthur Silbergleit, <i>Eichendorff</i> .....	103
Else Nonne, <i>„Und die Welt hebt an zu singen“</i> .....	104
Adolf Bauer, <i>Über einige weniger bekannte Vertonungen Eichendorff'scher Gedichte</i> .....	105
Karl Freiherr von Eichendorff, <i>Eichendorff-Denkmal und Gedenksteine</i> .....	108
Franz Langheinrich, <i>Eichendorff</i> .....	112
Karl Sczodrok, <i>Wie das deutsche Volk des 75. Todestages Eichendorffs gedachte</i> .....	113
Karl Freiherr von Eichendorff, <i>Eigenartiges Gedenken</i> .....	115
Karl Freiherr von Eichendorff, <i>Eine Geburtstagsfeier auf dem Lande</i> .....	116

Abbildungen und Faksimiles

- Joseph Freiherr von Eichendorff, Altersbild. Daguerreotypie aus dem Jahre 1857,..... vor Titelei  
im Eichendorff-Archiv in Altenbeuern
- Luise von Eichendorff, die Schwester des Dichters. Lichtbild aus dem Jahre 1869..... nach S. 16
- Karoline Freifrau v. Eichendorff, Adolf Freiherr v. Eichendorff, Eichendorffs Eltern  
Miniaturen, 1800
- Ein Abend bei Ludwig Tieck. Aus *Der Bazar*, Ausgabe vom 8.11.1866..... nach S. 64
- Eichendorffstein in Hohenbirken, Ostoberschlesien
- Eichendorffmedaille von Theodor von Gosen, Vorderseite..... nach S. 96
- Eichendorffmedaille von Theodor von Gosen, Rückseite
- Eichendorffdenkmal Breslau von Alexander Kraumann..... nach S. 112
- Eichendorffdenkmal Ratibor von Johannes Boese

## Unserm Eichendorff

Der Almanach „*Aurora*“ ist die Jahresgabe der Deutschen Eichendorff-Stiftung. Sie wurde im Jahre 1931 von Karl Freiherrn von Eichendorff, Universitätsprofessor Dr. Adolf Dyroff und Rektor Karl Szodrok gegründet, in jenen schweren Monaten, die uns den furchtbaren Wirtschaftszusammenbruch Deutschlands brachten und in seinem Gefolge eine große Kopflosigkeit. Man fing damals vielfach das notwendige Sparen am falschen Platze an und überbot sich im Abbau bewährter und unentbehrlicher Kultureinrichtungen. Dem Zerfall und dieser Mutlosigkeit setzten wir mit der Begründung der Deutschen Eichendorff-Stiftung ein Dennoch entgegen.

War es doch, wie es in dem Gründungsaufruf heißt, Eichendorff, der „in den Zeiten des Zusammenbruchs und der Gärungen zur Einkehr und zur Sammlung rief und den an äußeren Gütern Verarmten den Sonntag im Gemüte bereitete.“

Wenn unser Eichendorff-Jahrbuch von Oberschlesien aus in die Welt hinausgeht, so ist sich damit das Geburtsland unseres Dichters seiner Pflicht bewußt geworden, die Erinnerungen an seinen großen Sohn mit besonderer Liebe zu pflegen und gleichzeitig dem deutschen Volke einzuprägen, daß dieses heute von drei Seiten bedrohte Oberschlesien rechtes Eichendorffland, eine urdeutsche Landschaft ist.

In unserer ausland- und grenzlanddeutschen Not ist uns Eichendorff ein Führer; denn „in der Brust des südostdeutschen Grenzlandmenschen Eichendorff mischen sich preußische Strenge und süddeutsch-österreichische heitere Gelassenheit, formbildende Vernunftgewalt des Westens und grenzenlose Gefühlsinbrunst des Ostens“.

Gerade heute im neuen Deutschland brauchen wir Eichendorffgesinnung. Nur ein Hinweis auf sein Leben: Er, der überzeugungstreue Katholik, war in treuer Freundschaft verbunden dem evangelischen Oberpräsidenten von Preußen, Heinrich Theodor von Schön, und vereint riefen die beiden das deutsche Volk auf zum Wiederaufbau der Marienburg, dem Wahrzeichen deutscher Arbeit und Kultur im Osten. Und so helfen uns heute des Dichters Werk und seine lautere Persönlichkeit, seine klare und reine Deutschheit das neue Reich aufbauen, getreu der Eichendorffschen Mahnung: „Den deutschen Ruhm aus der Verwüstung heben, das will der alte Gott von seinen deutschen Söhnen!“

Wie es auch im Gründungsaufruf unserer Stiftung heißt, pflegt die Deutsche Eichendorff-Stiftung aber auch „den romantischen Geist überhaupt; denn Eichendorff ist die Erfüllung der Romantik. Wir lassen uns nicht beirren von jenen, die Romantik als

etwas Rückständiges schelten. Wir wissen, daß die Tieck, Schlegel, Novalis, Brentano, von Arnim, Stifter und die Brüder Grimm sich Romantiker nannten, weil sie das Neue wollten, damals die Entdeckung und Erforschung der Geschichte und der Seele des deutschen Volkes. Heute wollen wir nicht länger die Diktatur der aktuellen Literaten dulden, wünschen vielmehr ein Dichtergeschlecht, das fruchtbare Träume von kommenden Dingen gestaltet und die Dinge unserer neuzeitlichen Umwelt verseelt. Arbeitslos und seelisch träge hat die Maschine uns gemacht, die Aufhebung dieser Knechtschaft wird uns Aufgabe und Ziel. Wir wollen nicht mehr in einem Zimmer uns einengen, das da heißt Gegenwart und nichts als Gegenwart. Uns bewegt das romantische Zeitempfinden, für das Eichendorff den Vers fand: „O Gegenwart, wie bist du Schnelle; Zukunft, wie bist du morgenhelle; Vergangenheit, so abendrot!“

So dient denn seit einigen Jahren unsere Stiftung der Erforschung der Romantik und der Pflege der Eichendorfferinnerungen, sie hat sich die Aufgabe gestellt, die Herausgabe von Werken dieser Forschung und die Werbung für die Werke Eichendorffs und der Romantik zu unterstützen und Schriftsteller zu fördern, die im Geiste Eichendorffs und damit in der Richtung einer gesunden Romantik und Grenzlandgesinnung schaffen. Wir waren uns von vornherein klar, daß unsere Neugründung zunächst keine alles umfassende Volksbewegung sein könne. Zur Zeit steht die Arbeitsbeschaffung mit Recht obenan. Aber nicht vom Brote allein lebt der Mensch. Wir wollen deshalb auch den Willen zum Widerstand gegenüber dem kläglichen Kulturverfall bekunden. Wenn die deutsche Zwietracht und das Elend der letzten Jahre uns zu überwältigen drohten, dann flüchteten wir uns gern in Eichendorffs Reich, dann fanden wir bei Eichendorff Worte des Trostes, der Aufrichtung und Stärkung.

Wie sehr unser Volk dem Dichter des deutschen Waldes und des Wanderns sich verbunden fühlt, zeigte sich anlässlich des 75. Todestages Eichendorffs, als wir die Anregung gaben, besondere Eichendorff-Feiern überall in deutschen Landen abzuhalten. Das von uns herausgegebene Eichendorffspiel „*Kasperl und Annerl*“ von Alfons Hayduk und der Lesebogen „*Der unsterbliche Eichendorff*“ waren dabei willkommene Gaben.

Wir freuen uns, in dem vorliegenden Jahrbuch mitteilen zu können, daß Professor Dr. von Gosen in Breslau, einer Anregung der Stiftung nachgehend, eine vollgültige Eichendorffmedaille geschaffen hat und daß wir uns um die Sicherung des Eichendorffsterbehuses in Neisse und die Errichtung eines deutschen Eichendorffmuseums bemühen. Noch ist es nur ein Fähnlein von Aufrechten, das hinter der Stiftung steht. Aber mit der Zahl der Mitglieder werden Wirkung und Leistung wachsen. Darum, Freunde Eichendorffs im Norden und Süden, im Osten und Westen, tretet ein in unsern Kreis und werbt, ein jeder an seiner Stelle, auch noch den einen oder andern neuen Freund.

Die Schriftleitung.

## Briefe der Freiin Louise von Eichendorff an ihren Neffen Hermann

Mitgeteilt von Gustav Wilhelm

Die Briefe der Schwester Eichendorffs<sup>1</sup> an seinen ältesten Sohn Hermann,<sup>2</sup> die Freiherr Karl von Eichendorff dem Herausgeber gütigst zur Veröffentlichung überlassen hat, sind zunächst deshalb wertvoll, weil sie Beiträge zur Biographie des Dichters enthalten. Zu ihrer Mitteilung veranlaßte Hermann seine Tante, als er, mit der Herausgabe der zweiten Auflage der sämtlichen Werke seines Vaters (erschienen 1864, Leipzig, Voigt und Günther) beschäftigt, an dem für den ersten Band bestimmten Lebensbilde arbeitete. Es sind freilich nur wenige Erinnerungen, die Louise ihm bieten konnte, aber sie bringen uns willkommene Ergänzungen zu den im ganzen spärlichen Nachrichten über die Jugendzeit des Dichters.

Mit ihrer ganzen Seele hing Louise an ihrem Bruder. Schmerzlich empfand sie, daß ihr, nachdem sie die Heimat verlassen hatte, so selten ein Wiedersehen mit ihm vergönnt war – die Geschwister waren anscheinend nur im Jahre 1847 in Baden und 1851 in Sedlnitz für kurze Zeit zusammen – und daß er, der kein eifriger Briefschreiber war, ihr so selten ein Zeichen seines Gedenkens zukommen ließ. Ihm fühlte sie sich „durch Natur und Meinung innig verbunden“. Sie berichtet Hermann über das am 16. Dezember 1857 in der Kirche Maria am Gestade für den Verewigten abgehaltene Requiem und vermittelt die Aufnahme des ihr von ihm gesandten Gedichts ihres Bruders „*Deutschlands künftiger Retter*“ in die „*Wiener Zeitung*“. Die Erinnerungen an die in Lubowitz verlebte selige Kindheit sind ihr ein teures Gut. Sie ist stolz darauf, den Namen Eichendorff zu führen, aber in ihrem Fatalismus auch geneigt, im eigenen Unglück und dem ihrer Angehörigen das Walten eines Fluches zu kennen, der auf allen Eichendorffinnen lastet, und glaubt, mit ihrem Hagestolzentum in Eichendorffschen Fußstapfen zu stecken, so wie sie auch scherzhaft die Scheu vor dem Briefschreiben als „*Familienkrankheit*“ bezeichnet. Das scheint auch, wie uns die beiden Briefbände der Ausgabe *Sämtlicher Werke* (Regensburg, Habel) lehren, wirklich zuzutreffen. Wie

---

<sup>1</sup> Vgl. „*Aurora*“, *Ein romant. Almanach* 1931. S. 52 ff.

<sup>2</sup> Vgl. Alfons Nowack, Hermann Frhr. v. Eichendorff, *Eichendorff-Kalender* f. d. J. 1914, S. 39 ff.

selten haben die Brüder Joseph und Wilhelm einander geschrieben! Louise litt darunter, daß sie in ihrem Alleinsein in der Fremde von den nächsten Verwandten so wenige Botschaften erhielt, und es überkam sie das Gefühl, „vergessen und von allen Familienbänden ausgeschlossen zu sein,“ wofür sie desto empfindlicher war, weil sich in ihren jungen Jahren „etwas wie Groll“ gegen ihre Angehörigen geregt hatte, denn sie „stand mit 14 Jahren ... allein und verlassen da und mußte sich unter fremden Menschen durchschlagen“. Diese Verbitterung drängte allerdings das Bewußtsein zurück, sich in Baden mit ihrer eigenen Hände Arbeit unter Gottes Beistand „ein schönes, freundliches Eigentum“ geschaffen zu haben. Aber es war ihr nicht vergönnt, zu ruhigem und behaglichem Genuß dieses Besitzes zu kommen. Übelwollende Nachbarn vergällten ihr auf Schritt und Tritt das Leben. Daher flüchtete sie sich in die Natur und unternahm, oft in Schnee und Sturm, weite Wanderungen in der Umgebung Badens. Doch auch auf ihnen leidet sie, die Mitleid als das quälendste Gefühl bezeichnet, bei dem Anblick der rohen Menschen, die unschuldige Tiere martern. Dieses Mitleid erregt in ihr Zweifel an dem Walten einer göttlichen Gerechtigkeit, die sie nicht beschwichtigen kann, obwohl sie ihre Religion für „das Höchste und Schönste“ hält und „sich strenge und gewissenhaft nach ihren Gesetzen richtet“. Auf Grund dieser Erfahrungen und genährt durch die jahrelange Vereinsamung hat sich in ihr die Überzeugung ausgebildet, daß „diese Erde ein Jammertal sei“ und „alles, vom Wurm angefangen, zum Leiden bestimmt ist,“ und dieser Weltschmerz erhielt immer neue Nahrung.

Ihre bitteren Erfahrungen legten ihr den Wunsch nahe, bei Verwandten oder in einem Kloster Zuflucht zu suchen und sich von allem, was sie an die von ihr geliebte Scholle bindet, loszulösen. Aber immer wieder siegt das Gefühl des Verwachsenseins mit ihrem Besitz über das Bestreben, sich aller Qualen der Einsamkeit und allem Verdruß zu entrücken. Erfolglos bleiben die Einladungen Hermanns, zu ihm nach Aachen zu kommen, und Rudolfs, in die Heimat zurückzukehren, ebenso wie das Anerbieten Stifters und seiner Frau, sie möge sich in Linz niederlassen oder wenigstens „alle Winter mit ihnen zubringen“. Als sie ihr Haus „gegen Leibrente“ verkauft hat, erwirbt sie wieder einen Grund und baut von neuem. Je älter sie wird, desto mehr wirkt bei der Ablehnung der an sie gerichteten Aufforderungen die Befürchtung mit, daß sie nicht mehr fähig sei, Liebe zu erwerben und sich in einen Familienkreis einzufügen. Und doch mußte sie bei zunehmender Kränklichkeit, namentlich oft von quälenden Kopfschmerzen befallen, die sich steigenden Schwierigkeiten erkennen, ihr tätiges Leben fortzusetzen. Dieser innere Konflikt tritt in ihren Briefen immer wieder uns entgegen.

Schließlich aber stand es nicht mehr in ihrer Macht, ihn durch eine freie Willensentscheidung zu lösen. Ergreifend klagt Louise in einem nicht datierten Briefe: „Ich wollte meinem qualvollen Leben hier entfliehen und bat Rudolf um Aufnahme, die er mir auch liebevoll gewährte. Aber zu spät, alles zu spät!“ – In ihrer zunehmenden Melancholie sieht sie überall nur Tyrannei. „Mitunter ist mir so wüst im Kopfe, als sollte ich närrisch werden. Herr, steh mir bei in meiner Qual, erbarme dich meiner“ – eine Vorahnung dessen, was im Jahre 1878 eingetreten ist! Wir erhalten aus diesen Briefen ein abgeschlossenes Bild der Persönlichkeit Louisens von Eichendorff und der Tragik ihres Lebens.

1.

Lieber Hermann!

Mit wehmüthiger Trauer wartete ich vergeblich von einem Sommer zum andern auf die Erfüllung Deines Versprechens mich einmal hier in meiner freundlichen Schöpfung zu besuchen. Jahre sind seitdem verstrichen, statt Freude brachten sie mir Trauer und Schmerz. Ich bin in meiner Vereinsamung untröstlich über den Tod meines einzig geliebten Bruders, wenn auch räumlich getrennt, war ich doch durch Natur und Meinung innig mit ihm verbunden. Erstere scheint mit mir um ihren treuen Dolmetsch<sup>3</sup> zu trauern, ich komme mir seitdem noch vereinsamer vor, fast wie ganz allein und verlassen in dieser weiten, schönen, schauerlichen Welt. Die Freude ist gestorben in mir und ich habe keinen anderen Wunsch als ihm aus diesem Jammerthal<sup>4</sup> recht bald in ein besseres Jenseits nachzufolgen. Da die Erfüllung dieses Wunsches bei meinem zunehmenden Alter und abnehmenden Kräften nicht mehr fern sein dürfte und das Verlangen mein Leben in der Heimath unter den Verwandten zu beschließen immer entschiedener wird, habe ich bereits an Rudolf<sup>5</sup> geschrieben und fühle mich bewogen auch Dich, lieber Hermann, als ältesten Lehnsherrn zu befragen, ob Du etwas dagegen einzuwenden hast, daß ich in Zukunft auf kürzere oder längere Zeit, oder auch für immer, nach Sedlnitz komme. Der Verkauf meines lieben, schönen, freundlichen Eigenthums würde freilich mein Herz bluten machen, da ich mit jedem Baum, jedem Strauch, den ich mit eigenen Händen gepflanzt, wie mit lebenden Wesen, Freundschaft

---

<sup>3</sup> [alt: 1] Als „treuen Dolmetsch der Natur“ hatte Betty Paoli den ihr befreundeten Adalbert Stifter in dem Gedichte „*An Adalbert Stifter*“ (*Iris* f. d. J. 1848, S. V) gefeiert. L. v. E. kannte dieses Gedicht, wie aus ihrem Briefe an Amalia Stifter, 28. Febr. 1870, hervorgeht: „Betty Paoli nannte ihn den treuen Dolmetsch der Natur“.

<sup>4</sup> [alt: 2] Lieblingswort Louisens. Vgl. Stifter an L. v. E., 2. Juni 1857 (S. W. 19, S. 26): „Sie dürfen täglich einmal sagen, daß die Welt ein Jammerthal sei“.

<sup>5</sup> [alt: 3] Hermanns jüngerer Bruder, geb. 1819, gest. 1891.

geschlossen habe. Bis jetzt habe ich buchstäblich im Schweiß meines Angesichts gearbeitet und mich grenzenlos abgeplagt es in höchster Ordnung und Nettigkeit zu erhalten. Du solltest doch wirklich einmal Dein Versprechen erfüllen und mit Deiner lieben Klara,<sup>6</sup> von der mir Therese<sup>7</sup> schon soviel Liebes und Schönes schrieb, nach Wien und dem „nicht ohne Grund europäisch berühmten“ Baden kommen. Die kleine, herzige, schuldenfreie Villa Eichendorff, Euer künftiges Erbtheil, würde Euch bestimmt gefallen. Schließlich wünsche ich, wenn die gefährliche Katastrophe der Entbindung<sup>8</sup> Deiner geliebten Frau nicht bereits glücklich überstanden sein sollte, daß ihr Gott seinen Segen dazu verleihen möge und Ihr einen frischen, kleinen Erben unseres schönen, durch den theuern Bruder unsterblich gewordenen Namens in die Arme schließt.

Baden, d. 24ten Febr. 1858.

Deine Dich innig liebende Tante  
Louise Eichendorff

2.

Mein geliebter Hermann!

Baden, d. 27. April 1858.

Thränen standen mir in den Augen bei Durchlesung Deines lieben, langen Briefes, seit Jahren des ersten Zeichens einer liebevollen Erinnerung. Sie beglückwünscht die Eltern zur Geburt des Töchterchens und gedenkt des Todes ihres Neffen Ludwig v. Besserer.<sup>9</sup> So Schlag auf Schlag das Theuerste zu verlieren ist wirklich entsetzlich... Es scheint in der That ein Fluch über allen geborenen Eichendorffinnen zu walten, mögen sie nun heirathen oder ledig bleiben. Schon unter den alten Bildern in Sedlnitz, die Deine Mutter, Gott hab' sie selig, vernichten ließ, befanden sich, wie mir meine sel. Mutter<sup>10</sup> erzählte, dergleichen unglückliche Frauen, die viel gelitten haben sollen, später u. a. die Tante Kaminietz,<sup>11</sup> die ebenso wie der Onkel Rudolf<sup>12</sup> ihr ganzes

---

<sup>6</sup> [alt: 4] Hermanns Gattin, Klara, geb. Simons, 1826–1908.

<sup>7</sup> [alt: 5] Louisens Nichte, die mit dem Major Ludwig von Besserer-Dahlfingen verheiratete Tochter Josephs. Hermann reiste nach der Trauung mit seiner Frau nach Neisse. „Die mit dem jungen Paare in der Rochusvilla verlebten Tage blieben dem Dichter unvergeßlich ... Diese ‚Glückselige Reise‘ bildete fast täglich das Lieblingsgespräch zwischen ihm und seiner Tochter Therese“ (*Eichend.-Kalender* f. d. J. 1914, S. 43).

<sup>8</sup> [alt: 6] Hermanns erstes Kind, Maria, kam am 28. März 1858 zur Welt.

<sup>9</sup> [alt: 1] Ludwig von Besserer war am 21. März 1858 gestorben, 5 Monate nach dem Tode Josephs.

<sup>10</sup> [alt: 2] Caroline, geb. Freiin von Kloch, gest. in Lubowitz am 15. April 1822.

<sup>11</sup> [alt: 3] Sofie, die Schwester ihres Vaters, verheiratet mit Ernst Ferd. von Kaminietz, seit 1797 Witwe, gest. 1825.

<sup>12</sup> [alt: 4] Rudolf Josef Benedikt, 1797 geb., gest. in Wien am 8. März 1845.

großes Vermögen verlor. Da ist Therese doch noch glücklicher zu schätzen. Sie hat an Euch zwei edle, brave, für sie sorgende Brüder und geliebte, sie liebende Kinder, ich aber stand mit 14 Jahren, meinen beiden Brüdern fremd, fast unbekannt, allein und verlassen da und mußte mich unter fremden Menschen durchschlagen. Ihr Alle habt keinen Begriff, keine Ahnung davon, was Alles ich gelitten. Mit Gottes Beistand habe ich mich nach und nach aus diesem Elend herausgewunden und mir zuletzt hier ein Nest gebaut. In meiner langen Vereinsamung, bei meinem einsamen Denken und Grübeln, hat sich jetzt ein anderes allgemeineres Übel (ich möchte es Weltschmerz nennen) ausgebildet, vor dem jedes einzelne persönliche in nichts verschwindet. Mich persönlich kann kein Unglück mehr treffen. Da Alles vom Wurm angefangen, zum Leiden bestimmt ist, wie könnte ich eine Ausnahme machen! –

Doch nun zu dem, was Du zu erfahren wünschtest ... es dauerte so entsetzlich lange, bis ich etwas Bestimmtes über das Requiem erfuhr. Gestern endlich erhielt ich einen Brief einer Bekannten (Bar. Schönfeld),<sup>13</sup> die sich thatkräftig der Sache annahm und persönlich beim Rektor Grafen Guttenhofen war, der ihr folgendes mittheilte:<sup>14</sup> Der eigentliche Veranstalter war der Sohn des Professors Fürch, die Kosten dieser in jeder Beziehung luxuriösen, schönen Feier trugen gemeinsam mehrere Katholiken, darunter einige Dichter Wiens. Die Kirche,<sup>15</sup> im Mittelpunkt der Stadt, soll gedrängt voll gewesen sein. Einige Personen vom Hofe, Grillparzer, Castelli,<sup>16</sup> sämtliche Dichter und Gelehrten Wiens, der hohe Adel, überhaupt das eleganteste Publikum, wohnten der Feier bei. Da ich keine Zeitungen lese, weiß ich nicht was in der Welt vorgeht, sonst hätte ich es vielleicht möglich gemacht an der Feier theilzunehmen.<sup>17</sup>

Dein zweiter Wunsch ist schwerer zu erfüllen, denn Du wirst wissen daß ich (ein

---

<sup>13</sup> [alt: 5] Vielleicht Baronin Georgina Schönfeld, seit 1851 verm. mit Anton Freiherrn von Schönfeld, K. K. Geh. Rat und Feldmarschall-Leutnant.

<sup>14</sup> [alt: 6] „*Die Presse*“ brachte am 16. Dez. 1857, Nr. 288 die Ankündigung: Morgen Vormittags findet in der Kirche Maria Stiegen ein feierliches Requiem für den verstorbenen Dichter Karl (sic) Freiherrn v. Eichendorff statt“. Auch die „*Ost-Deutsche Post*“ brachte diese Nachricht. Meine Suche nach einem Bericht über das Requiem blieb erfolglos.

<sup>15</sup> [alt: 7] Die Kirche zur heiligen Maria am Gestade, an Stelle eines von den hier am Gestade der Donau landenden Schiffern errichteten hölzernen Bethäuschens erbaut, wird vom Volke „Maria Stiegen“ genannt.

<sup>16</sup> [alt: 8] J. Franz Castelli hatte Eichendorff im Jahre 1847 in Wien bei der letzterem zu Ehren von der Concordia veranstalteten Feier kennen gelernt. Vgl. Eichendorff an seinen Sohn Hermann, 9. Febr. 1847 (S. W. 12, S. 85). Am 29. Jänner 1847 trug E. ein Gedicht in Castellis Stammbuch ein (*Eich.-Kalender* 1927/28, S. 19).

<sup>17</sup> [alt: 9] Auf diesen Bericht geht Hermanns Mitteilung in der Biographie seines Vaters (*Sämtl. Werke*, 2. Aufl, 1 Bd., Leipzig 1864) zurück.

Spätling)<sup>18</sup> das Licht der Welt erblickte, als meine Brüder das Elternhaus bereits verlassen hatten,<sup>19</sup> und daß ich mich später, wenn dieselben in den Ferien nach Lubowitz kamen, in einer Erziehungsanstalt in Teschen und Troppau befand. Nur einige Male war ich als Kind mit Deinem Vater mehrere Wochen in Lubowitz zusammen. ...

Meine Erinnerungen beziehen sich hier meist auf mich selbst und werden kaum in eine Biographie hineinpassen. Aus den Erzählungen meiner Mutter will ich Dir indessen einiges mittheilen, was Du, geliebter Hermann, vielleicht verwenden kannst. Dein Vater soll in seiner Kindheit und Jugend sehr heftig gewesen sein. So riß er z. B. einmal seinen Bruder Wilhelm so heftig am Ohr, daß derselbe bis auf seine alten Tage eine Narbe davon trug. Zwischen seinem 14. und 15. Lebensjahre bekam er plötzlich während der Nacht einen merkwürdigen Anfall, den sich niemand, selbst der damalige Doktor Geisler aus Ratibor zu erklären vermochte. Er sprang plötzlich aus dem Bett, rang die Hände, weinte, schluchzte und schrie so überlaut, daß das ganze Schloßpersonal in Bewegung und Schrecken gerieth. Man glaubte er sei irrsinnig geworden, da er weder sprach noch verstand was man zu ihm redete. Seinem Hofmeister H. Heinke<sup>20</sup> kam plötzlich der Gedanke ihn durch Klavierspiel zu besänftigen und wunderbarerweise gelang ihm dies. Er fing an zu zittern, fiel leichenblaß auf's Kanapee und schlief endlich ein. Dieser Anfall dauerte ungefähr eine Stunde. Der Doktor fand ihn bereits im tiefsten, gesundensten Schläfe, ohne Anzeichen irgend einer Krankheit. Es muß wohl ein Traum gewesen sein, der ihn derart zur Verwirrung brachte. Beim Erwachen wußte er nichts von dem Vorgefallenen. Die Mama bildete sich ein, daß es die Folge eines Bisses eines wütenden Hundes sei, der ihn als Kind einmal im Hofe angefallen hatte. Das glaube ich jedoch nicht, da er alsdann nicht mehr zu heilen gewesen wäre. Wenn die Brüder bestraft werden sollte, soll Dein Vater um Verzeihung gebeten, geweint und Besserung versprochen haben, während sein Bruder Wilhelm stumm und starr blieb, tagelang keinen Bissen aß und durch nichts zur Abbitte zu bewegen war. Hofmeister Heinke soll in jeder Beziehung ein ausgezeichnete Mann gewesen sein, welchem die Brüder ihre erste tüchtige Ausbildung verdankten und dem sie noch in späteren Jahren unendlich anhänglich waren.

---

<sup>18</sup> [alt: 10] Louise war 18 Jahre jünger als Wilhelm, 16 Jahre jünger als Joseph.

<sup>19</sup> [alt: 11] Im Jahre 1801 wurden ihre beiden Brüder in Breslau als Schüler des katholischen Gymnasiums in einem Konvikt untergebracht.

<sup>20</sup> [alt: 12] Vgl. Hermann v. Eichendorff, *Biographie Josephs v. E.*, S. 7: „ein würdiger, und einsichtsvoller Geistlicher, der nachmalige Pfarrer und Erzpriester Heinke, von dem die Brüder auch später stets nur mit hoher Achtung gesprochen“. Seiner Obhut vertraute sie auch der Vater im Jahre 1804 in Breslau an (ebda. S. 15).

Mir schwebt mein theurer Bruder aus meiner Kinderzeit immer als schöner Lützowscher Offizier<sup>21</sup> vor, der in Lubowitz an manchen schwülen Nachmittagen mit mir im schattigen Obstgarten im kühlen, hohen Grase lag, welches mir damals wie ein Urwald vorkam, aus dem allerlei Ungeheuer auf mich losschritten. Dann entsinne ich mich noch meiner Todesangst, wenn er mit mir, ich ihm auf der Brust sitzend, über die Oder schwamm, was meist Abends bei Mondschein geschah, während der Papa ängstlich am Ufer zusah und meine immer muthige Mutter uns auslachte. Mein Vater starb als ich ungefähr 10 Jahre alt<sup>22</sup> und gerade in Teschen war. Er schwebt mir als ein großer, stiller, in sich gekehrter Mann vor, die Mama starb am 15. April 1822. Sie war eine sehr kluge, lebendige, thätige Frau. In „*Abnung und Gegenwart*“, dem ersten Roman des Vaters kannst Du ihre Schilderung lesen, worüber sie aber beleidigt war. ...<sup>23</sup>

3.

[Baden, Ende Mai 1859].<sup>24</sup>

Mein innigstgeliebter Hermann!

Als mir der Briefträger letztthin Deinen lieben Brief übergab und ich schnell die Adresse überblickte, wollte ich meinen Augen nicht trauen, denn ich glaubte mich von Dir, sowie von den Sednitzern, aufgegeben, vergessen und von allen Familienbanden ausgeschlossen ... ich hätte Euch auch ungesäumt dafür gedankt, wenn ich nicht zuvor Deinen Auftrag, der, wie Du wohl denken kannst, auch für mich von Interesse war, hätte besorgen wollen. Es ist mir das schneller gelungen, als ich annahm. Am Montag den 23t. d. Mts. war ich in Wien und Dienstag den 25ten erschien das inhaltsschwere, prophetische Gedicht bereits im Abendblatt der *Wiener Zeitung*.<sup>25</sup> Hofrath Schweitzer<sup>26</sup>

---

<sup>21</sup> [alt: 13] Dem Lützowschen Freikorps gehörte Eichendorff nur 2½ Monate, bis in den Juli 1813 an. Im Oktober erfolgte seine Einteilung in ein schlesisches Regiment. In der Zwischenzeit war er in seiner Heimat und dann wieder nach dem ersten Pariser Frieden im Jahre 1814 von Juni bis zum Schluß des Jahres.

<sup>22</sup> [alt: 14] Louisens Vater starb am 27. April 1818. Damals war sie also 14 Jahre alt.

<sup>23</sup> [alt: 15] Seine Eltern hat Eichendorff in „*Abnung und Gegenwart*“ im 7. Kapitel des I. Buches in dem Herrn v. A. und seiner Schwester gekennzeichnet (vgl. Karl Frhr. v. Eichendorff, *Eichendorff-Kalender* 1914, S. 31): „Herr v. A., ein langer, ernster Mann, in seiner Kleidung fast pedantisch, sprach wenig... Sie war eine lebhafte regsame Frau, wie man zu sagen pflegt, in den besten Jahren, eigentlich aber gerade in den schlimmsten, denn ihre Gestalt und ihre unverkennbar schönen Gesichtszüge fingen soeben an auf ein vergangenes Reich zu deuten“.

<sup>24</sup> [alt: 1] Die Datierung ergibt sich aus den Mitteilungen betreffs des Gedichtes Eichendorffs.

<sup>25</sup> [alt: 2] Die „*Wiener Abendpost*“ der „*Wiener Zeitung*“ brachte in Nr. 118 vom 25. Mai 1859 Eichendorffs Gedicht „*Deutschlands Retter*“ (in den Werken: „*Deutschlands künftiger Retter*“).

<sup>26</sup> [alt: 3] Dr. Leopold Schweitzer (geb. 1815 in Neisse, gest. 1896), war damals Redakteur der „*Wiener Zeitung*“.

erzählte mir er sei ein persönlicher Freund und Verehrer des Verstorbenen gewesen und in Berlin und Neisse viel mit ihm zusammengekommen. Er war höchst erfreut über den wertvollen Beitrag und dankte mir herzlich. Jeder tiefer Denkende muß davon ergriffen werden, für die gemeine, hier allgemein herrschende Parthei paßt er freilich nicht. Doch mit Gottes Hilfe werden die Ansichten und Wünsche der gut und rechtschaffenen Gesinnten sich schließlich Bahn brechen durch den Schlamm von Korruption, Lüge und Schmach. – Seit Ende April ist die Kommunikation mit der Eisenbahn zwischen Wien und Baden und weiter hinaus für den Privatverkehr vollständig gesperrt, nur für Militärtransporte<sup>27</sup> wird sie noch benützt. Oftmals werde ich in der Nacht durch das Jauchzen, Brüllen und Schreien von 1000 und aber tausenden Freiwilligen in den vorüberfliegenden Waggons aufgeweckt, obwohl die Eisenbahn von meinem Hause eine Stunde entfernt ist. Sie ist froh, ihr Haus bereits im Winter vermietet zu haben, da die meisten Häuser leer stehen. ... Meine geliebteste Freundin Baronin Trautenberg, geb. Gräfin Cappy,<sup>28</sup> mit der ich in Troppau erzogen wurde und später in Schillersdorf und Tworkau<sup>29</sup> meine Jugendzeit verbrachte und deren Mann jetzt Oberst und Platzkommandant in Triest ist, schrieb mir vor wenigen Tagen, daß sie einstweilen ... nach Schlesien fahre und mich auf der Durchreise besuchen wolle. ... Anfangs fürchtete man Ungarn,<sup>30</sup> aber dieses hat in edler Begeisterung für unser Kaiserhaus bereits mehr gethan, als es versprochen hatte. Als ich neulich mit dem Stellwagen nach Wien fuhr, fanden wir alle bebauten Felder zwischen Mödling und Wien, soweit das Auge reichte, mit Pferden bedeckt, die von den ungarischen Gutsbesitzern dem Kaiser zur Verfügung gestellt worden waren. Es war gerade ein regnerischer, düsterer Tag und mir schien es, als ginge schon jetzt die prophetische Voraussicht des guten Bruders in Erfüllung. ...

Zur Benützung in der Biographie Deines Vaters weiß ich Dir, besonders aus den Kriegsjahren 1813/15 nichts anderes mitzuteilen als das, was Dir gewiß ohnehin schon bekannt ist. Der Bruder war damals als Freiwilliger in das Lützowsche Corps eingetreten. Meine darüber in Verzweiflung gerathene Mutter fuhr, um ihn noch einmal

---

<sup>27</sup> [alt: 4] In die Lombardei, in der nach Mitte Mai 1859 der Krieg mit Sardinien und Frankreich begonnen hatte.

<sup>28</sup> [alt: 5] Gräfin Mathilde Cappy war seit 1850 mit dem Freiherrn Joseph von Trautenberg verheiratet.

<sup>29</sup> [alt: 6] Schillersdorf und Tworkau waren Rittergüter der Familie Eichendorff. Vgl. Louise an Joseph über ihren Verkehr mit der gräflichen Familie Cappy in Tworkau im Sommer 1846 S. W. 13. Bd., S. 139.

<sup>30</sup> [alt: 7] Vgl. Joseph Redlich, *Kaiser Franz Joseph* (Verlag der Kulturpolitik, 1928) S. 240: „bedenkliche Nachrichten von der durch den drohenden Krieg erweckten Stimmung der Bevölkerung Ungarns“.

zu sehen, in der Nacht eilends nach Troppau, wo er durch mußte, kam aber zu spät. Nach beendetem Kriege fuhren wir ihm bis Neisse entgegen, wo wir ihn blaß und abgezehrt in unsere Arme schloßen. Ich war damals noch ein Kind, doch entsinne ich mich lebhaft dieser Szene. Deine sel. Mutter<sup>31</sup> kam ihm ebenfalls dahin entgegen und der Abend des Wiedersehens wurde im Gasthause mit einer Punschade und Thränen der Freude und Rührung gefeiert. Jetzt ist Neisse die Stätte seiner ewigen Ruhe. Wohl ihm!

Louise dankt auch Hermanns Frau Klara für den Beweis ihrer verwandtschaftlichen Zuneigung ... Vielleicht erfüllt Gott doch noch meinen einzigen Wunsch Euch bald hier zu sehen. ... Im Herbst wird sie die Reise vielleicht ermöglichen lassen. Dann wird Oesterreich hoffentlich ruhmbedeckt sich schon seines Sieges und seines Friedens freuen und ganz Deutschland mit ihm. Auch wir wollen alsdann eine Punschade veranstalten und in meinem Garten Raketen steigen lassen. ...

4.

Baden, d. 29ten März 1860.

Louise spricht, an die Mitteilung Hermanns über die Geburt des zweiten Kindes, wieder eines Mädchens,<sup>32</sup> anknüpfend, die Hoffnung aus, daß der Erhalter des Namens Eichendorff nachkommen wird. .... Die Welt liegt im Argen, die Korruption nimmt überhand und die wenigen Guten müssen sich durch Schlamm und Dornen ihren Weg bahnen. Auch mir wird das Leben verleidet und mein Nest mir zerrissen und zerstört. Es ist daher mein eifrigstes Bestreben mein sonst so liebes und freundliches Haus, selbst mit Schaden, zu verkaufen. ... Mein Vorsatz ist es alsdann in Stein an der Donau,<sup>33</sup> in dem dort herrlich gelegenen Kloster Unterkunft zu suchen. Es sollen meist sehr gebildete Frauen dort beisammen sein, und so wäre ich doch nicht

---

<sup>31</sup> [alt: 8] Eichendorff hatte am 7. April 1815 geheiratet. Bis in den Januar 1816 stand er mit seinem Truppenteile in Frankreich, führte dann seine Kompagnie nach Crefeld und begab sich nach Oberschlesien, wohin seine Gattin mit dem noch kein halbes Jahr alten Söhnlein Hermann ihm vorausgegangen war (vgl. Hermann v. E., *Biographie* S. W. I, S. 95).

<sup>32</sup> [alt: 1] Hedwig, geb. am 24. Februar 1860, starb am 7. August 1921 als Äbtissin des Benediktinerinnenstifts Frauenwörth (Chiemsee).

<sup>33</sup> [alt: 2] Stein bei Krems, an der Donau. Hier liegt ein Irrtum vor. In Stein war nie ein Kloster. Vielleicht hat L. v. E. das auf einer Anhöhe an dem anderen (rechten) Ufer gelegene Benediktinerstift Göttweig gemeint, das allerdings nie ein Frauenstift war. Diese Annahme wird besonders dadurch nahegelegt, daß sie von der romantischen Lage des Klosters spricht.

ganz so verlassen wie hier. ... Vielleicht werdet Ihr mich einstens dort überraschen. Die Fahrt auf der Donau bis Linz, bis wohin ich die Schwägerin Julie, als sie mich zum letzten Male besuchte, begleitete,<sup>34</sup> ist prächtig und zauberisch und gehört zu meinen schönsten Erinnerungen. Schon damals zog eine leise Ahnung durch meine Seele, daß dieses Kloster, das mich durch seine romantische Lage überraschte und entzückte, als unser Schiff abends vorüberzog und die sinkende Sonne seine Mauern vergoldete, dereinst mein Ruheplatz wird.

Die arme Therese thut mir recht leid. Sie ist um so mehr zu bedauern, da sie ein verwöhntes Mutterkind und gewöhnt war alle ihre Wünsche und Bedürfnisse erfüllt zu sehen. Der scheint mir reich, der wenige Bedürfnisse hat, und der Reiche arm, der größere Bedürfnisse hat, als er zu bestreiten vermag. Wie gut ist es, daß Du geheirathet hast, geliebter Hermann und eine liebenswürdige Gefährtin und frische Kinder hast, Du wärest sonst vielleicht auch in die gefährlichen Eichendorffschen Fußstapfen getreten. Ich z. B. stecke schon bis über die Knie fest darin und bin bereits ganz und gar Stifters Hagestolz<sup>35</sup> und Lenaus Faust,<sup>36</sup> jedoch für ersteren zu arm und als letzterer zu altersschwach. Wenn Du mich kennen lernen willst, so lies beide. Hoffentlich wirst Du mich dann nicht verkennen und mich nicht für schlecht, sondern nur für unglücklich halten. Du wünschtest etwas ausführliches von mir zu hören. Mein äußeres Leben bietet hierzu wenig Stoff, ich wüßte Dir nur zu sagen, daß ich den langen Winter hindurch, von tiefem Weh getrieben, trotz Schnee und Sturm, in meinen juchtenen Stiefeln, bis zur Cholerakapelle,<sup>37</sup> Steinbruch usw. wanderte und unterwegs, wenn ich Holzfuhrn antraf, den Ungeheuern, Menschen genannt, die ihre Pferde blutig geißelten, Erbarmen predigte. Zurückkehrend empfing [mich] dann das Heulen des halbverhungerten Kettenhundes meines liebenswürdigen Nachbars oder ein halberfrorener Vogel, der in meinem Garten Zuflucht suchte, kurz, ich erkenne mit verzweiflungsvollem Herzen diese Welt als einen Verbannungsort, wenn nicht gar als Hölle.<sup>38</sup> ...

<sup>34</sup> [alt: 3] Im August 1854. Vgl. Stifter an L. v. E., 15. Aug. 1854 (S. W. 18, S. 229, 435). Ihre Reise galt zugleich dem Besuch Stifters.

<sup>35</sup> [alt: 4] Vgl. an Stifter, 3. April 1858 (S. W. 19, S. 322): „wie viel lieber (als die Gestalten des ‚Nachsommer‘) ist mir z. B. Hagestolz und Graf Procopus.“<sup>44</sup>

<sup>36</sup> [alt: 5] Louise v. Eichendorff liebte Lenaus Lyrik besonders. Vgl. Stifters S. W. 19, S. 327.

<sup>37</sup> [alt: 6] Die Cholerakapelle liegt im Helenental, 1 Stunde von Baden entfernt.

<sup>38</sup> [alt: 7] In solchen Klagen ergeht sich Louise auch in ihren Briefen an Stifter.

5.

[Baden, 26. Februar 1861.]

... Es scheint, als wolltet Ihr mich für manche Mißachtung und Härte von anderer Seite entschädigen ... Euer Vorschlag hat für mich sehr viel Verlockendes, aber mir scheint, ich passe in einen traulich-heiteren Familienkreis nicht mehr hinein, denn „Auf diesem Fels in Sturmes Mitten werd' ich's entsetzlich nun gewahr, wie ich der Lieb und Heimath bar, so ganz allein und abgeschnitten.“<sup>39</sup> Daher meine Sehnsucht nach der Abgeschiedenheit eines Klosters oder nach einem Ruheplätzchen in meiner Heimath. Schon öfters ging ich mit dem Gedanken um, mir in Lubowitz, Schillersdorf u. s. w., da es in Sedlnitz nicht sein kann, eine Wohnung zu beschaffen und sollte es auch in einem schlichten Bauernhause sein. Dann aber sehe ich wieder ein, daß ich in einem Kloster besser aufgehoben bin und suche Unterkunft im Kloster zu Teschen, wo ich mit 7 Jahren in ein Institut gebracht wurde. Doch alle diese Pläne sind wohl überflüssig. Auf dem Helenenthaler Kirchhofe werde ich die sicherste und schönste Heimath finden.<sup>40</sup> Verzeihe, lieber Hermann, meine unnützen Klagen, Ihr werdet daraus wenigstens ersehen, welche traurige, melancholische Lebensgefährtin Ihr Euch aufbürden möchtet.... Bei all' dem würdet Ihr lachen, wenn Ihr mich im Garten sehen könntet, wie ich mit meinem großen, alten Karabiner tapfer losfeue. Schon in Lubowitz, Schillersdorf und Sedlnitz haben mich die Jäger, darunter auch Dein sel. Vater, im Schießen unterwiesen. Als ich mir später eine Heimath schaffte und in der herrlichen, damals noch ganz einsamen Gegend, ein Haus baute, kam ich um einen Waffenschein ein, den man mir auch ohne weiteres bewilligte. Meine nach vieler Übung erworbene Fertigkeit im Schießen hat jedenfalls das Gute, daß ich mich inmitten einer verbrecherischen Umgebung einigermaßen sicher fühle... Durch mein fast 16jähriges gleichförmiges Leben in meinem Hause und Garten bin ich derart unbehilflich geworden, daß ich schon bei einer Fahrt nach Wien beinahe den Kopf verliere.... Und dann meine Katzen, meine alten Katzen, die einzigen treuen Gefährten meiner Einsamkeit, wie könnte ich sie verlassen!

... Daß mir so viele Menschen liebevolle Theilnahme beweisen, macht mich glücklich. Neben der Eurigen erfreut mich besonders die Anhänglichkeit meines ehemaligen Zöglings, der Tochter des Brasilianischen Gesandten, deren Erziehung ich während ihres 5jährigen Aufenthaltes in Wien leitete. Sie heirathete später in New York einen Grafen O'Donell, der jetzt in Baltimore Konsul ist. Diesen Sommer wiederholte sie ihre Bitte zu ihr nach Amerika zu kommen, auf so rührende Art, ... daß ich drauf und dran war ihr zuzusagen. Ihr Mann sollte mich hier abholen.... Aber ich bin nun

---

<sup>39</sup> [alt: 1] Zitat aus Lenaus Gedicht „Faust“, V. 3276 ff. („Fausts Tod“).

<sup>40</sup> [alt: 2] Auf diesem Friedhofe wurde Louise v. Eichendorff 22 Jahre später bestattet.

einmal eine alte Norna,<sup>41</sup> die nirgends mehr hin paßt. Auch Stifter,<sup>42</sup> mit dem ich schon jahrelang in Korrespondenz stehe, ladet mich fortwährend ein, zu ihm nach Linz zu kommen, ebenso meine Jugendfreundin, Baronin Trautenberg, geb. Gräfin Cappy, deren Mann Oberst und Platzkommandant in Triest ist. ... Wie steht es mit Deiner Biographie? In der jetzigen Zeit hat man nur Sinn für Politik, alles andere schweigt. ...

6.

[Baden, 13. Jan. 1863]

Es wäre vergeblich Dir mit Worten meine Überraschung, meine wehmüthige freudige Aufregung zu schildern, mit welcher Dein theurer Brief und die Übersendung Deiner Biographie mich erfüllte. ... Als dann mein Blick auf Lubowitz,<sup>43</sup> die Heimath, fiel, war es aus mit dem Weiterlesen, denn ich sah nichts mehr vor Thränen. Meine Liebe floh nach Lubowitz, wo mir alles wieder lebendig wurde, ich wieder ein Kind, schwelgend in unaussprechlicher Seligkeit. Das erste Kapitel Deiner Biographie habe ich inzwischen mit Andacht gelesen, und bin stolz darauf den Namen Eichendorff zu führen. Man merkt es, oder ich wenigstens, daß Du ein Dichtersprößling bist.<sup>44</sup> Du solltest wirklich mehr schreiben. Mein Urtheil ist nicht ganz zu verwerfen, hat doch Dein guter Vater mir oftmals versichert, daß er sich lauter solche Leser wünsche. – Mein Haus habe ich an einen Juden auf Leibrente verkauft. Ich wußte mir nicht anders mehr zu helfen, da ich von meinen beiden reichen, ungebildeten und rohen Nachbarn zu Tode gepeinigt wurde. In diesem Frühjahr ließ mir einer derselben durch seinen Gärtner vier schöne junge Nußbäume, die heuer mit Fruchtknospen übersät waren, absägen, weil sie die Aussicht auf die Berge und die Burg Rauheneck<sup>45</sup> behinderten. Alle meine Haustihere, die mir in meiner Einsamkeit lieb wurden, wenn sie die Grenze überschritten, eines qualvollen Todes sterben. Der andere leitete

---

<sup>41</sup> [alt: 3] Ebenso nannte sich Louise in einem Briefe an Stifter (20. Dez. 1860) „die alte badnische Norna“.

<sup>42</sup> [alt: 4] Vgl. Stifter an Louise (S. W. 19, S. 261): „Ich mache Dir den Vorschlag, den ich Dir wohl schon früher machte, den Du aber immer ablehnst, und zwar mit Unrecht. Bringe jeden Winter bei uns zu.“

<sup>43</sup> [alt: 1] Vgl. *Sämtl. Werke* I. S. 7.

<sup>44</sup> [alt: 2] Vgl. Alfons Nowack, Hermann Freiherr v. Eichendorff, *Eichendorff-Kalender* 1914, S. 47 ff. und *Aus den Gedichten Hermanns*, S. 50 ff. Stifter schrieb an Louise unter dem Eindruck der Schilderung ihrer „Sommerleiden“ (lästiger Besuche und Gäste usw.): „Man sieht, daß Sie einer Dichterfamilie angehören, daß Sie die Schwester Ihres Bruders sind“ (S. W. 19. S. 138).

<sup>45</sup> [alt: 3] Am Eingange des Helenentals gelegen.

mir das Wasser aus seinem Garten durch den Hohlweg an meinen Rain, so daß derselbe unterspült wurde und schließlich ganz einstürzte. Mit einer alten, alleinstehenden Frau scheint eben jeder nach Belieben verfahren zu können. Auch der Jude „Bukowitz“ ... ist schon wortbrüchig geworden. Er versprach mir hoch und theuer, daß ich bis zu meinem Tode im Hause beleiben könne und vor einigen Tagen erhielt ich bereits eine gerichtliche Aufkündigung... Da ich aber... Eigenthümerin des Hauses bleibe... so steht es eigentlich ständig unter meiner Aufsicht und ich müßte einen Inspektor aufstellen, wenn ich mich von hier entfernen wollte. Mit Herzensfreude übernehme ich die Patenstelle bei Deinem zukünftigen Sprößling,<sup>46</sup> wenn ich dort, wie Du schreibst, durch Deine Schwiegermutter<sup>47</sup> vertreten werden kann...

Meine Augen werden sehr schwach, ich kann weder anhaltend schreiben noch lesen. Entschuldige daher meine schlechte Schrift...

7.

[Baden, Ende 1863.]<sup>48</sup>

Louise war an einem Gallenfieber erkrankt und benützt den zweiten Tag, an dem sie einige Stunden außer dem Bette zu bringen kann, um zunächst ihr Beileid an dem Tode des ersten Kindes<sup>49</sup> auszusprechen. Etwas Beruhigung gibt uns aber doch die Überzeugung, daß der kleine Engel nun glücklicher ist, als er es in diesem Jammerthale je geworden wäre. – Du wirst Dich wundern, wenn ich Dir sage, daß ich in diesem Sommer ein neues kleines Haus gebaut und zwar in Weikersdorf nächst Baden.<sup>50</sup> Dort erwarb ich einen Weingarten von 100 □ Klaftern und ein ehrlicher Baumeister stellte mich beim Bau zufrieden. In meiner Vereinsamung und der in Oesterreich augenblicklich herrschenden babylonischen Konfusion ist mein Geld so am sichersten untergebracht. Auch habe ich wieder ein Nest, wo ich Zuflucht suchen kann... Nächstes Frühjahr gedenke ich das Haus zu beziehen.... Nachschrift: Ich wünsche Euch ein glücklicheres neues Jahr als das alte für Euch geendet hat....

---

<sup>46</sup> [alt: 4] Am 24. Febr. wurde Karl, das vierte Kind Hermanns, der zweite Sohn geboren.

<sup>47</sup> [alt: 5] Bernardine, geb. Momm, Gattin des Rittergutsbesitzers Arnold Simons. Vgl. *Eichendorff-Kalender*, 1914, S. 41.

<sup>48</sup> [alt: 1] Die Datierung ergibt sich aus dem Inhalt des Briefes.

<sup>49</sup> [alt: 2] Am 11. Dez. 1863 war Marie im Alter von 5½ Jahren gestorben.

<sup>50</sup> [alt: 3] Schulgasse, Nr. 29, wie aus Briefen Louisens an Stifter zu ersehen ist.

[Weikersdorf bei Baden, Sommer 1867.]<sup>51</sup>

Meine theueren Lieben!

Liebevolle Zuschriften Hermanns und Klaras blieben lange unbeantwortet. Wenn Ihr aber wüßtet mit welchen Widerwärtigkeiten ich zu kämpfen hatte und wie zerrütet meine Gesundheit war, würdet Ihr mir gewiß verzeihen. ... Es war und bleibt mein lebhafter Wunsch mich hier von Allem loszulösen und meine letzten Lebenstage bei den nächsten Verwandten in heimathlichen Räumen in Ruhe zu beschließen. Sie müßte aber zuvor ihr Haus verkaufen.

Du wirst vielleicht durch Rudolf erfahren haben, daß ich den ganzen Winter hindurch einen Hausmeister hatte, der eines Raubmordes wegen längere Zeit in Haft sich befand. Da das schauerliche Verbrechen bis zum heutigen Tage noch nicht aufgeklärt ist und der Verdacht der Thäterschaft immer noch auf ihm lastet, könnt Ihr Euch vorstellen, daß seine Nähe mir oft entsetzlich unheimlich war. Ich trachtete daher ihn im Frühjahr auf gute Art los zu werden. Um nicht allein im Hause zu sein ließ ich in die Zeitung setzen, daß ich meine kleinere ebenerdige Wohnung nur gegen einfache Verköstigung meiner Person zu vermieten gedanke, und war so glücklich eine wohlhabende Familie zu finden, bei der ich in jeder Beziehung gut versorgt bin. Da ich mich wegen der beabsichtigten Vermietung der andern Wohnung von hier nicht entfernen kann, mußte ich mein Vorhaben im Laufe dieses Sommers auf einige Wochen nach Sednitz zu gehen, bis zum Spätherbst hinaus schieben.<sup>52</sup> – Was Deine Liebevollen, wohlmeinenden Ermahnungen anbetrifft, ... so sehe ich sehr wohl ein, daß es für meine Seelenleiden kein anderes Heilmittel gibt, als das Gebet. Im Übrigen glaube nur ja nicht, daß ich mich zu der jetzt fast allgemein herrschenden Gleichgültigkeit in Religionsangelegenheiten bekenne. Im Gegentheil ich richte mich streng und gewissenhaft nach den Gesetzen unserer Religion, die ich für das Höchste und Schönste halte, und trachte nach Möglichkeit auch auf meine Umgebung in dieser Beziehung günstig einzuwirken. In meinem Innern steigen allerdings mitunter, meist dem Mitleid entsprungene, düstere Zweifel auf. Ist es denn auch anders möglich, wenn man so viele Grausamkeit und Ungerechtigkeit sieht? Es herrscht in der That kein Gesetz der Liebe und Barmherzigkeit hernieden und man könnte wirklich glauben, unsere Erde sei der grausamste Straf- und Verbannungsort für alle darauf lebenden Wesen. Es bleibt uns nichts anderes übrig als in Ergebung und Demuth zu beten. ...

[Abbildungen: Luise von Eichendorff, die Schwester des Dichters. Lichtbild aus dem Jahre 1869

Karoline Freifrau v. Eichendorff, Adolf Freiherr v. Eichendorff, Eichendorffs Eltern. Miniaturen, 1800]

---

<sup>51</sup> [alt: 1] Die Datierung ergibt sich aus dem Briefe Louisens an Stifter, 11. Dez. 1866, in dem sie gleichfalls ihrer Angst vor dem Hausmeister Ausdruck gibt.

<sup>52</sup> [alt: 2] Louise reiste im Dezember 1867 nach Sednitz und blieb dort bis ins Frühjahr, wie aus ihren Briefen an Stifter, 5. Jan. 1868 und an dessen Witwe Amalia, 7. Febr. 1868 hervorgeht.

9.

[Weikersdorf bei Baden, Frühjahr 1871.]<sup>53</sup>

Ihr langes Schweigen rechtfertigend, bekennt Louise zunächst, daß auch sie an der Eichendorff'schen Familien-Krankheit, der Scheu vor dem Briefschreiben, sehr stark laboriere, sie habe aber bestimmt vorausgesetzt, daß Rudolfs die Ursache mitgeteilt hätten. In der That ich war lebensgefährlich erkrankt. Ein schleichendes, nervöses Fieber fesselte mich beinahe zwei Monate an's Bett. .... Eine andauernde Kopfeingenommenheit, ich möchte sagen Betäubung, macht mich zu allem untüchtig, fast unfähig. Dabei nehmen meine Kräfte so rapid ab, daß mir nichts lieber ist, als mich nach den täglichen, unvermeidlichen häuslichen Strapazen auf das Ruhebett zu legen. ... Wenn man älter wird, stumpfen sich die Gefühle ab, der Gedanke an den Tod tritt schärfer hervor und läßt uns alles Übrige nichtig erscheinen.

... Deine liebevolle Einladung, Euch einmal am schönen Rhein zu besuchen, hat mich wahrhaft gerührt, aber wie wäre dies möglich, da mich schon eine Fahrt nach Wien ... fast um den Verstand bringt. ... Jahrelange Vereinsamung hat mich zudem jedwedem Familienkreise entfremdet, ich bin, wie ich glaube, nicht mehr imstande, mir Liebe zu erwerben und mich zu attachieren! Ich habe mich fast ausschließlich an den Umgang mit der Natur und meinem, mit mir alt gewordenen Hunde gewöhnt und es ist mir am wohlsten mit ihm ... einsame Spaziergänge zu machen. – Baden ist jetzt durch die großartigen Wasserleitungsarbeiten, Sommer und Winter hindurch, unendlich belebt. Die Riesenarbeit das Wasser von den Hochquellen bis nach Wien zu leiten, wird von 3000 Italienern geleistet, die theils hier, theils in der näheren und weiteren Umgebung, während des Sommers in eigens für sie errichteten Baracken kampieren. Ungefähr 100 Schritte von meinem Hause entfernt, ist bereits ein thurmhoher Viadukt aufgemauert.<sup>54</sup> Wenn ich im Sommer am Fenster in meinem Zimmer saß, von wo man einen herrlichen Anblick auf den Mittelberg hat, lagerten dort in den Feierabendstunden viele Hunderte, hagerer, brauner Arbeiter und sangen in Chören, mit ihren hellen reinen Stimmen, mir wohlbekannte Lieder, wie ich sie in Trient<sup>55</sup> all-

---

<sup>53</sup> [alt: 1] Die Datierung ergibt sich aus dem Berichte Louisens über die Arbeiten an der Wiener Hochquellen-Wasserleitung, die im Frühjahr 1870, durch den ersten Spatenstich des Kaisers Franz Joseph am 21. April inaugurirt, begannen. Wenn Louise sagt: „Sommer und Winter hindurch“, so muß das auf das erste Baujahr bezogen werden.

<sup>54</sup> [alt: 2] Vgl Rudolf Stadler, *Die Wasserversorgung der Stadt Wien*, Denkschrift, Wien, 1873. Im Selbstverlage des Wiener Gemeinderates, S. 247: In Baden wurde ein großer Aquädukt, 350 Klaftern lang, mit 41 freistehenden Pfeilern (mit der höchsten Höhe von 12 Klaftern) erbaut.

<sup>55</sup> [alt: 3] In Trient weilte Louise bei ihrem Bruder Wilhelm längere Zeit zu Anfang der Dreißigerjahre.

[17]

abendlich von den Fischern an der Etsch gehört. Es war mir wie im Traume, als säße ich in St. Giorgio, wo wir immer die Sommermonate zubrachten,<sup>56</sup> in der schwülen Abendluft am offenen Erkerfenster unserer lieblichen Wohnung und wäre nicht mehr vereinsamt. ...

10.

[Weikersdorf bei Baden] 28./12.75.

Am Schluß des alten Jahres bittet Louise um Nachsicht wegen ihres langen Schweigens. Wenn Du jedoch wütest wie unsäglich schwer mir in meinem hohen Alter und bei meinem andauernden Kopfleiden, das Schreiben fällt, so würdest Du mir dieselbe gerne gewähren, zumal mein einförmiges, einsames Leben durchaus keinen Stoff zu Mittheilungen bietet. Sie kommt hierauf auf die von ihr getroffenen Verfügungen über ihr Vermögen zu sprechen, obwohl er das Wichtigste bereits ihrer Bitte zufolge durch Adolf erfahren haben dürfte. Graf Heinrich Cappy<sup>57</sup> habe 8 Stück Obligationen zu je 1000 G. und einige Lose in Verwahrung genommen und ihr eine Quittung übergeben, die sie an Rudolf zur Abschrift gesendet habe, die anderen 5000 von der Ablösung der Leibrente seien auf ein Haus des Grafen Saint-Genois in Baden etabliert und den Schulschein habe sie ebenfalls Rudolf übersendet. Ihr wißt somit wo nach meinem Tode, den ich mit 72 Jahren stündlich zu erwarten habe, Euer Erbtheil zu finden ist. Als ich in meinen jungen Jahren mit Sorgen und Mühseligkeiten aller Art zu kämpfen hatte, regte sich etwas wie Groll gegen meine Angehörigen in meinem Herzen, das mich verderbend, vielleicht herangewachsen wäre, wenn die gütige Vorsicht nicht auf wunderbare Art meine Bestrebungen und Unternehmungen gesegnet hätte, wie z. B. zuletzt durch die Ablösung meiner Leibrente. Ende Oktober d. J. erhielt ich zu

---

Sie kam in Begleitung Wilhelms und seiner Frau am 21. Juli 1834 nach Sedlnitz. Nach dem Berichte des Sedlnitzer Rentmeisters Joseph Frenzl an Eichendorff, 4. Okt. 1833 (S. W. 13, S. 122) „sah sie sehr verändert und abgehärmt aus...“ (sie) beteuerte aber, wie Franzl hinzufügt, „daß nur bloß das heiße Klima die Ruine ihrer gänzlichen Verfallenheit gewesen sein mag“, und erholte sich rasch.

<sup>56</sup> [alt: 4] Vgl. Louise an Joseph v. Eichendorff, Tworkau, 4. August 1836 (S. W. 13, S. 138): „Wenn ich so am offenen Fenster allein in meinem Zimmer sitze und den Schnittern zusehe, ... überfallen mich so plötzlich, so lebendige Erinnerungen, daß es mir scheint, als säße ich mit Wilhelm und Julie in St. Giorgio auf dem grünen Platze vor dem Hause.“

<sup>57</sup> [alt: 1] Graf Heinrich Cappy, geb. am 5. April 1819, war ein Bruder der Gräfin Mathilde (vgl. Brief 3).

meiner nicht geringen Überraschung einen Brief des Advokaten Fischenaller<sup>58</sup> aus Innsbruck mit der Mittheilung, daß mir meine verstorbene Schwägerin<sup>59</sup> 5 Stück Obligationen zu je 100 fl. vermacht habe, daß man aber trotz vieler Nachforschungen seit dem Jahre 73 meinen Aufenthaltsort nicht habe feststellen können. Als ich vor vielen Jahren mein Haus einem Juden auf Leibrente übergab, hatte meine Schwägerin mich gänzlich aufgegeben und mir nie mehr geschrieben. Schließlich konnte sie die alte Zuneigung für mich, deren ich mich durch so viele Jahre erfreute, nicht mehr zurückdrängen. ...

11.

[nach 1875, vor 1878]<sup>60</sup>

Mein geliebter Hermann!

Dein Brief fand mich krank im Bette. Ein mit Fieber verbundenes Herz- und Nervenleiden ließ mich Tag und Nacht nicht zur Ruhe kommen. Dazu die entsetzliche Melancholie! – O, Du mein Gott, es ist fast nicht mehr auszuhalten. Ich wollte meinem qualvollen Leben hier entfliehen und bat Rudolf um Aufnahme, die er mir auch liebevoll gewährte. Aber zu spät, alles zu spät! – Möchte ein besseres Jenseits alles ausgleichen. So sehr ich aber auch in meiner Vereinsamung Gott brauche und suche, ich finde überall nur Tyrannei. Mein Herz möchte mir oft vor Mitleid, das quälendste Gefühl, das ich kenne, springen. Mitunter ist mir so wüst im Kopfe, als sollte ich närrisch werden. Herr, stehe mir bei in meiner Qual, erbarme dich meiner. – Doch ich wollte nicht klagen, wollte Dir nur von ganzem Herzen für Deine lieben Zeilen danken und Dir sagen, welche große Freude Du mir damit gemacht hast. Sollte mir Gott, wie ich hoffe, schließlich doch noch eine kurze sorgenlose Spanne Zeit lassen, so denke ich mit Verlangen an die Ausführung meines bis jetzt immer gescheiterten Vorhabens. Wenn ich nur wüßte, ob mir Rudolf dadurch nicht ein zu schweres Opfer bringt. Nun Herr, Dein Wille geschehe! – Wer weiß welcher Schreckenszeit wir entgegen gehen, in der das Leid des Einzelnen verschwindet. Theile mir gelegentlich die Nummer des Windischgraetzer Loses mit, damit ich in der Ziehungsliste nachsehen kann. Nun lebt wohl und schenkt zuweilen eine theilnehmende Erinnerung

Euerer treuen Tante  
Louise.

---

<sup>58</sup> [alt: 2] Wilhelms Frau war eine geborene Fischenaller.

<sup>59</sup> [alt: 3] Julie war am 3. Februar 1870 gestorben.

<sup>60</sup> [alt: 1] Eine nähere Datierung läßt sich nicht geben. Vielleicht wäre der Brief vor Nr. 10 einzu-reihen. Über ihr Befinden klagt Louise auch schon in den ersten Siebzigerjahren in ihren Briefen an Amalia Stifter.

## Der Zusammenbruch des Eichendorff'schen Grundbesitzes in Schlesien

### Ein Brief und seine Folgen<sup>1</sup>

Von Karl Freiherr von Eichendorff

Die seit dem siebenjährigen Kriege rasch anwachsende Verschuldung machte den schlesischen Grundbesitz beweglich und führte zu einem schnellen Wechsel der Besitzer. Ein lebhafter Güterhandel setzte ein und nahm schließlich einen solchen Umfang an, daß ein Zeitgenosse schreiben konnte: „In Schlesien wird mit Gütern fast wie mit Pferden gehandelt.“<sup>2</sup> Auch Adolf Freiherr von Eichendorff, des Dichters Vater, wurde in den Strudel dieser Unternehmungen hineingezogen, jedoch nur der Erwerb der 1791 für 346 000 Rtl. angekauften und 1797 an den Grafen Franz Adam von Gaschin zum Preise von 594 000 Rtl. wieder veräußerten Herrschaft Tost-Peiskretscham schlug zu seinem Vorteile aus. Ob der Erfolg in diesem Falle den Erwartungen voll entsprochen hat, erscheint allerdings zweifelhaft, da Adolf von Eichendorff in seinem unausgesetzten Bestreben, den Bauzustand und die Wirtschaftlichkeit seiner Besitzungen zu verbessern, nachweislich bedeutende Summen für die Wiederherstellung von Tost verwendete. War es dem umsichtigen und tatkräftigen Grundherrn, wie uns von Augenzeugen berichtet wird, doch gelungen, die Erträge seiner in verwahrlostem Zustande übernommenen Güter zu verdoppeln.<sup>3</sup> Zu welchen Zwecken der beim Verkauf von Tost-Peiskretscham erzielte Gewinn verwendet wurde, ist nicht mehr nachweisbar. Anscheinend benutzte man ihn zur Melioration der übrigen Besitzungen<sup>4</sup> und zur Abstoßung kurzfristiger Schulden. Der glücklich verlaufene erste Versuch reizte zur Wiederholung. Statt des erhofften Aufschwunges

---

<sup>1</sup> Die Kenntnis des hier veröffentlichten Briefes und der Begleitumstände verdanke ich dem verdienten Heimatforscher, Oberlehrer Georg Hyckel in Ratibor.

<sup>2</sup> Vergl. Johannes Ziekursch, *Hundert Jahre schlesischer Agrargeschichte*. Breslau 1927.

<sup>3</sup> Vergl. Selbstbiographie des Freih. Rudolf v. Eichendorff (Oberschles. Heimat II) u. G. Hyckel, „*Arbeit in Lubowitz*“ (*Aurora* 1933).

<sup>4</sup> So wurden in Slawikau größere Bezirke urbar gemacht und in Summin und Gurek sämtliche Wirtschaftsgebäude von Adolf v. Eichendorff neu aufgebaut. Über die Melioration von Lubowitz berichtet G. Hyckel in seinem Aufsätze „*Arbeit in L.*“ (*Aurora* 1933.)

stellte sich jedoch eine entschiedene Verschlechterung der Konjunktur ein. Die durch die Hardenbergsche Agrarpolitik heraufbeschworene Verarmung der Gutsbesitzer, die harten preußischen Steuern der Kriegs- und Nachkriegszeit und der den adeligen Gütern, im Gegensatz zu dem als freies Erbeigentum erklärten bäuerlichen Grundbesitz, bei der Allodifikation auferlegte, jährlich zu entrichtende, oft sehr hohe Grundzins, hatten diese derart mit Schulden überbürdet, daß die Zahl der sequestrierten Güter sich andauernd in erschreckender Weise vermehrte.<sup>5</sup> Unter diesen Umständen mußten alle Bemühungen des Grundherrn von Lubowitz und Radoschau für die, vermutlich zum Zwecke des Wiederverkaufs im Jahre 1795 für 106 000 Rtl. erworbene und von ihm hochgewirtschaftete Herrschaft Slawikau, wozu Grzegorzowitz, der Oderwald, Summin und Gurek gehörten, einen zahlungsfähigen Käufer zu finden, ergebnislos bleiben.

Immer schwerer wurde es ihm, das vom Vorbesitzer mit Hypotheken stark belastete Gut zu halten. Als die finanziellen Schwierigkeiten ihren Höhepunkt erreichten, übereignete Adolf von Eichendorff am 17. Juni 1801 seiner Gattin Slawikau zum Preise von 112 000 Rtl. Einige Tage später reiste er, um dem Drängen der Gläubiger zu entgehen, vielleicht auch um neue Geldquellen ausfindig zu machen,<sup>6</sup> nach Breslau. Von dort aus schrieb er nachstehenden Brief, der seine ganze mißliche Lage enthüllt, gleichzeitig aber auch einen wertvollen Beitrag zu seiner Charakteristik liefert. Wenn das betreffende Schriftstück auch nur wenige uns noch unbekannte Wesenseigentümlichkeiten des Briefschreibers aufweist, so beleuchtet und vertieft es doch die uns bekannten Züge in ergreifender Weise.

Meine herzallerliebste Carolinel!

Ich habe den Brief des H. Heinke<sup>7</sup> nebst Deinen Zeilen durch die Estafette richtig erhalten und daraus Eure Meinung ersehen. Du hast mit Herrn Heinke ganz und vollkommen recht, allein ohngeachtet ich mit allen Kräften daran gearbeitet, läßt sich die Sache so nicht abmachen, es würde noch weit schlimmere Folgen nach sich ziehen. Wenn ich die Hypothek einmal weggeben wollte, so könnte ich Deine Unterschrift nicht sichern und dann wärest Du so übel daran wie ich. Dich wenigstens möchte ich frey. Kannst Du

---

<sup>5</sup> In der Zeit von 1824 bis 1828 kamen 183 ostpreußische Güter zur Versteigerung, 575 mußten neu beliehen werden. (Archiv für Sippenforschung V. 10).

<sup>6</sup> In seiner wirtschaftlichen Bedrängnis ist Adolf v. E. jüdischen Wucherern aus Breslau und Rati-bor in die Hände gefallen. Die Judenemanzipation und der wirtschaftliche Verfall des Adels gingen damals Hand in Hand.

<sup>7</sup> Bernhard Heinke, später Pfarrer und Kreisschulinspektor in Zürkowitz, damals Hofmeister der Söhne Adolfs von Eichendorff.

von den Güthern was zu Gelde machen, von Flachs etc., so mache es. Ich schicke Dir die Quittungen für die Beamten, damit sie sich mit der Rechnung ausweisen können. So lange ich die Sache teniren kann, wede ich es thun. Den Walek habe ich mit den Pferden nach Hause geschickt, den Schöpp<sup>8</sup> werde ich aber an 4 Wochen noch behalten. Das Instrument von 25 000 Rtl., den Wechsel 7 500 Rtl. an Bordollo<sup>9</sup> behalte wohl verwahrt, so lange bis die Sache ganz publique ist, alsdann kannst Du den Bordollo zu Dir kommen lassen und ihm diese Instrumente übergeben. Das Hertze im Leibe möchte mir zerspringen, wenn ich an Dich, an die Kinderle, an die Mama und H. Heinke denke, es ist unaussprechlich, was es für Qual ist, daß man nicht bey den Seinigen seyn kann. Gott stärke uns alle und helfe uns zur Gedult, liebstes Carolinel. Ohngeachtet der Anschein wider mich ist, so bin ich doch gantz außer Schuld, denn es waren so verwickelte Umstände, daß ich nicht anders handeln konnte. Gott ist mein Zeuge. Ich habe Euch alle zu reichen Leuten machen wollen, derweylen hat uns Gott gestraft. Gebenedeyt sey seyn Wille, da er es so haben will, darf man nicht murren. An meiner Arbeit hat es nicht gelegen. Slawikau laße Dir nicht übergeben, cassire lieber die Käufe. Was in meinen Kräften seyn wird, werde ich arbeiten. Wenn wir wenigstens Lubowitz für uns behalten könnten. Ich werde jetzo vielleicht in 14 Tagen nicht schreiben, deswegen kümmerge Dich nicht. Heute oder morgen gehe ich von Breslau ab. Alle Papiere, die ich mit der heutigen Post schicke, verwahre sehr wohl, H. Heinke soll mir nicht übel nehmen, daß ich noch nicht an ihn geschrieben habe, die Zeit war mir zu kurz. Unser Herr Gott wird wohl noch ein Mittel treffen, daß wir wieder beysammen seyn werden. Glaube mir, ich habe so eine Sehnsucht nach Hause zu Euch, das ist eine entsetzliche Marter. Ich habe niemandem was gethan, nur bezahlen kann ich nicht. Gott, meine Kinderle, wenn ich daran gedenke, so blutet mir das Hertze. Du wirst auf alle Fälle Deine Illata<sup>10</sup> sichern, wenn sie auch nicht intabulirt sind, so wie der Mama die 16 / M. Rtl.<sup>11</sup> Gott sey Dank, daß dieses gerettet ist. Doch vielleicht werde auch ich noch etwas heraus bekommen, wenn es gut geht. Doch Gott befohlen! Vielleicht hilft er durch Sachen, die man nicht voraussehen kann. So allein zu sein in der Fremde, das ist eine Höllen-Marter für mich. Gott hätte mich nicht ärger strafen

---

<sup>8</sup> Jakob Schöpp, Diener und Leibjäger der Familie Eichendorff.

<sup>9</sup> Der unbesoldete Ratsmann und Senator Franz Bernhard Bordollo in Ratibor handelte mit „Spezerei, Tuch, ungarischen Produkten und Wein“.

<sup>10</sup> In die Ehe eingebrachtes Heiratsgut.

<sup>11</sup> Maria Eleonore Freifrau von Kloch, geb. von Hayn, hatte ihrem Schwiegersohne Adolf von Eichendorff laut Vertrag vom 9. Dezember 1800 gegen freie Wohnung, Bedienung und Beköstigung ein Kapital von 16 000 Rtlr. verschrieben.

können. Ich bitte, Dich, allerliebstes Carolinel, verbrenne diesen Brief sogleich. Wirst Du mir auch gut bleiben? Ich kann für Thränen nicht mehr schreiben. Ich küße Dich, die Mama, den Wilhelm, Seppel, Luise, Gustav zu Millionen malen. Wenn wir doch bald wieder ruhig beysammen sein können.<sup>12</sup> Der alte Gott, der lebt ja noch. Behalte mich ein büßel lieb. Ich bin bis in den Todt

Dein getreuester  
A. B. v. Eichendorff

Breslau, d. 22. Juni 1801

Auf den verhängnisvollen Inhalt dieses wahrscheinlich am 24. Juni in Lubowitz eingetroffenen Briefes ist zweifellos die in den Tagebuchaufzeichnungen Josephs von Eichendorff vermerkte „schreckliche Ohnmacht der Mama“ und ihre am 29. angetretene Reise nach Brieg zurückzuführen.<sup>13</sup> Er hatte indessen noch weit schlimmere und ungeahnte Folgen, nämlich den Zusammenbruch aller Pläne und Hoffnungen, sowie die schwerste Gefährdung des mühsam aufgebauten Gesamtbesitzes.

Nach dem Willen des Absenders sollte der Brief alsbald nach Empfang vernichtet werden und doch lag er 14 Tage später bei den Akten des Brieger Oberlandesgerichts. Frau Sophie von Kaminietz,<sup>14</sup> die ihrem Bruder Adolf von Eichendorff 20 000 Rtl. auf Radoschau geliehen hatte, war es auf irgend eine Weise gelungen, sich in den Besitz des Schriftstückes zu setzen. Durch Herausnahme von Slawikau aus dem Gesamtbesitz befürchtete sie eine Wertverminderung des letzteren und hierdurch eine Gefährdung ihres Darlehns. Am 9. Juli überreichte sie dem Gericht durch ihren Rechtsbeistand eine Klageschrift, in der sie beantragte, den Slawikau betreffenden Kaufvertrag nicht zu confirmieren. Den erwähnten Brief fügte sie bei, „da er Tatsachen und Aufschlüsse enthalte, deren Eklatierung die Annullierung dieses Geschäftes zur Folge haben würde.“ Der Forderung auf Nichtbestätigung des Kaufvertrages schloß sich am 31. Juli Graf Karl Franz von Ballestrem auf Plawniowitz an. Weitere Gläubiger, von denen einige die Zwangsverwaltung des gesamten Grundbesitzes zu ihrer Sicherung verlangten, folgten. Am 3. September wurde, dem Antrage gemäß, über das Vermögen des abwesenden Freiherrn Adolf von Eichendorff der Liquidationsprozeß eröffnet und im Auftrag der Oberamtsregierung in Brieg, zum

---

<sup>12</sup> Die Rückkehr erfolgte am 8. März 1802.

<sup>13</sup> Vergl. *Histor.-krit. Eichendorff-Ausgabe*. Bd. XI S. 11.

<sup>14</sup> Witwe des 1797 gestorbenen Kommandeurs des Kürassier-Regiments von Berg (Nr. 12). Ernst Ferdinand von Kaminietz auf Uhlysko und Klein-Gorsitz.

Zwecke des Zwangsverkaufs seine Abschätzung vorgenommen, die den Wert des Gutes auf 77 738 Rtl. festsetzte.<sup>15</sup> Administrator war Joachim von Eickstedt auf Silberkopf. Der Verkauf kam jedoch nicht zustande. Als Karoline Freifrau von Eichendorff dem Gericht unterm 28. Juni 1804 mitteilen konnte, daß eine Einigung mit den Gläubigern erzielt und alle Differenzen behoben seien, wurde für sie der Besitztitel am 26. Juli eingetragen.

Die dem Gesamtbesitz drohende Gefahr war somit vorderhand abgewendet, doch gelang es Adolf von Eichendorff, da die Kriegsergebnisse und die endlosen Durchmärsche der verbündeten Russen<sup>16</sup> eine Verschärfung der Agrarkrisis herbeiführten, auch in der Folgezeit nicht, die auf seinen schlesischen Gütern lastenden Schulden abzustoßen. Nach dem Ableben des Gutsherrn und seiner Gattin war der Zusammenbruch nicht mehr aufzuhalten. Im Jahre 1823 ging Lubowitz, 1824 Radoschau und 1831 Slawikau in fremden Besitz über. Nur das bei Freiberg in Mähren gelegene Lehngut Sednitz blieb der Familie erhalten. – Joseph von Eichendorff hat den Verlust des Vaterhauses, an dem er mit grenzenloser, allumspannender Liebe hing, niemals verschmerzt. Der ganze wehmütige Zauber der Heimat kommt zum Ausdruck, wenn er ihrer in seinen Liedern gedenkt.

---

<sup>15</sup> Die ungeheure Entwertung des Grundbesitzes erweist der Umstand, daß die 1795 für 106 000 Rtl. von Adolf von Eichendorff erworbene Herrschaft Slawikau, trotz aller Aufwendungen des Gutsherrn, im Jahre 1831 für 62 000 Rtl. in fremde Hände überging.

<sup>16</sup> Bezeichnend für die Zustände jener Zeit ist der damals im Umlauf befindliche Ausspruch: „Lieber die Franzosen als Feind, als die Russen als Freund“.

## Über Impressionismus und Aktivismus bei Eichendorff

Von Adolf Dyroff

Impressionismus und Aktivismus scheinen sich zu widerstreiten. Ist es doch die Eigenart des Impressionismus, nur die flüchtigen Erscheinungen des Augenblicks nach Maßgabe der subjektiven Eindrücke, die von den Reizen herkommen, wiederzugeben, und dabei das Zarte und nicht das Kräftige zu betonen. So ist er von Haus aus leidend, weich dahingegeben, nur reagierend. Der Aktivismus aber sucht von einem kraftvollen, aus sich reich wirkungsfähigen Innern aus machtvoll auf das Ich und auf die Umwelt Einfluß zu nehmen. Er ist schon seinem Namen nach tätig, stark fordernd, nicht bloß reagierend. In Eichendorffs Dichtungen und Prosawerken treten beide Tendenzen merkbar hervor. Und so scheint von den Wurzeln her in seinem Wesen eine Zwiespältigkeit zu liegen, die das Gefüge seiner Person wie seiner Werke zu sprengen droht. Und dennoch hat noch jeder, der sich mit Eichendorff beschäftigte, gerade die starke Einheitlichkeit seines Soseins gefühlt, oft in einem Maße, daß man ihm Eintönigkeit vorwarf. Wie kommt der Widerspruch?

Die Antwort auf diese Frage kann nur eine Untersuchung liefern, die auf die besondere Artung seines Impressionismus und seines Aktivismus achtet. Diese wenigen Blätter können nun nicht versuchen, der Behauptung von der starken Beteiligung des Impressionismus an der Dichtung und demnach auch an der Auffassungsweise des Denkers Eichendorff durch eine erschöpfende Statistik seiner Impressionen und Aktivismen die rechte wissenschaftliche Stütze zu verleihen. Es muß hier genügen, den Blick für die Erscheinung geschärft zu haben und einige Beispiele beizubringen. Um diese zu ordnen, darf man innere und äußerer Impressionen unterscheiden, wozu der Verbreiter des Begriffs, die David Hume Berechtigung gibt.

Als ein Fall innerer Impression sei das berühmte: „Wie mir so wohl ist, so wohl“ nach „Es weiß und rät es doch keiner“ angeführt. Die Verdoppelung des „So wohl“ ist ein ausgezeichnete Beweis für das Momentane des tiefen Gefühlseindrucks, und sie ist auch ein prächtiges Ausdrucksmittel für das im Inneren so tief Gefühlte. Unter den äußeren Impressionen sei zuerst das Erfassen der plötzlichen flüchtigen Lichterscheinungen erwähnt, für die der Dichter sogar den Plural „die Scheine“ bildet; er

hat sie bis in seine Calderon-Übersetzungen hinein beibehalten: „Die holden Scheine!“. Sein Tagebuch zeigt ihn bereits im Besitze der Kunst, Augenblickerscheinungen mit kurzen genial zeichnenden Worten hinzuwerfen und natürlich hat ihm die Methode des Tagebuchschreibens diesen Dienst wieder vergolten: Sie übte ihn in der Kunst des Hinwerfens plötzlicher ästhetischer Eindrücke. So wird ihm das Tagebuch eine Art Skizzenbuch. Daher kommt die meist nicht verstandene Eigenschaft seiner Gedichtsammlung, dasselbe Motiv öfter wiederzubringen. „Wo die Mädchen am Fenster lauschen und der Lautenklang erwacht“ – ist aus den Heidelberger Eindrücken heraus einfach in die Vorstellung des fernen Italien versetzt. Daher die von manchen getadelte Wiederholung des Bildes vom Mädchen, das, am Fenster eingeschlafen, das Köpfchen über den weißen Arm hat sinken lassen. Daher die „Feuersäule über dem Neckar“, „die Amazone auf der Klippe“ und hundert andere Bilder! „Die Bächlein von den Bergen springen“, „Jäger ziehn im Wald und blasen“, „Stimmen hin und wieder wandern“, „Hin und her im Tal erwacht die Nachtigall, dann wieder alles grau und stille“, „Hinter uns schon durch die Nacht hör ich schreiten“, „Die Lerche fährt in die Lüfte“ usf. usf. Wer einmal von den Vogesen ins Rheintal geblickt hat, versteht das: „So silbern geht der Ströme Lauf“ sehr wohl. Möglicherweise hat aber schon die schlesische Heimat dem Sänger von Bergeshöh manche Ströme in einem einzigen Gesamtbild gezeigt (wer etwa von der Donau weg in den bayrischen Wald hoch emporfährt, und zur Donaulandschaft zurück und hinunterschaut, meint fast, von da müßte der Dichter geschaut haben, obwohl er nie dort oben war). Sehr bemerkenswert ist, daß der Sänger Impressionen sogar bei Gedichtschlüssen verwendet: „Und die Hörner klingen munter“, „Die Nacht im stillen Wald“. Zumeist ja sind die Gedichtschlüsse bei Eichendorff befehlend oder fragend oder gefühlvoll. Ob er mehr optische oder mehr akustische Eindrücke hat, ist ohne Statistik schwer zu sagen. Es scheint, als ob sich beide Arten die Waage hielten und das macht einen eigenartigen Zauber mancher Gedichte aus. Man durchforsche einmal das bekannte Lied „Die Nachtigallen“; fast in jeder Strophe folgt hier einem akustischen ein optisches Bild oder umgekehrt, z. B.:

Und die Wolken, die reisen,  
 Und das Land ist so blaß,  
 Und die Nacht wandert leise  
 Durch den Wald übers Gras  
 Zieht der Einsiedler sein Glöcklein,  
 Sie höret es nicht,  
 Es fallen ihr die Löcklein  
 Übers ganze Gesicht.

Oder man überblicke das kurze Gedicht: „*Der Kibne!*“ Da hört man:

„Dort zwischen den Zinnen und Spitzen,

Von wilden Nelken umblüht

Die schönen Waldfrauen sitzen

Und singen im Wind ihr Lied.“

Begreiflich, daß unser Dichter an dem Calderonschen Gedanken vom „himmlischen Maler“ Gefallen fand. Da heißt es:

„Aurora taucht die Strahlen

Verträumt in Duft.“

„Und durch die Stille, lichtgeschmückt,

Aus wunderbaren Locken

Ein Engel blickt.

Da rauscht der Wald erschrocken,

Da geh'n die Morgenglocken,

Die Gipfel stehn verzückt.“

Das ist ganz und gar nicht Calderonisch! Wenn wir freilich lesen:

„Gottes Hand zieht durch die stillen Fluren

Gewaltig die Konturen“,

„Aurora ... beginnt auf Berg und Talen

Ringsum ein himmlisch Malen

In Meer und Land und Luft“,

so ist das calderonisch; aber eben da spürt man den Übergang aus der lebensvollen Impression in abstrakte Allegorie.

Nach dem Gesagten wird man auch sofort begreifen, welchen poetischen Wert für Eichendorff alle Verba, Adjektive, Partizipien haben müssen, die Impressionen bezeichnen, so „gehen“ (von Morgenglocken, von Strömen), „irren“, „wirren“, „verwirrt“, „erschrocken“, „wühlen“ („auf und ab“), „sich drehen“ („rings Menschen sich drehen“). Und das bei ihm so beliebte „Mir ist!“ Es bedeutet nichts anderes, als die totale Impression eines Augenblicks; das folgende „als ob“ bezeichnet dann eine analoge äußere Impression! („Es war, als hätt' der Himmel die Erde still geküßt“). Ganz natürlich, daß 1841 das Rückerinnerungslied „*Bei Halle!*“ so beginnt:

„Da steht eine Burg überm Tale

Und schaut in den Strom hinein.

Das ist die fröhliche Saale,

Das ist der Giebichenstein.“

Kaum wird eine andre Sprache als die deutsche etwas Ähnliches haben wie dieses mit dem Finger hinzeigende „Das“, welches mit ungeheurer Natürlichkeit die volle Konkretheit des momentanen Eindrucks und seines „Hier“ widergibt – natürlich das „Hier und Jetzt“ einer äußeren Impression. Man vergleiche deutsche Wendungen wie „Das tanzt“, „Das tobt“! Unbegreiflich, daß Franz Brentano die impressionistische Natur des impersonalen „Es“ in Sätzen wie „Es blitzt“, „Es brennt“ nicht sah und, ihren Sinn ganz ins Gegenteil verkehrend, aus ihnen Sätze machen wollte. Wie: „Ein Blitzen existiert“, „Ein Brennen existiert“! Auch jene andere Deutung der „Impersonalien“ die im „Es“ gerade das ganz unbestimmte Objekt sehen will, geht daneben. Das „Es“ will gerade das ganze Konkrete der Erscheinung ausdrücken. Solche Ausdrücke nehmen daher leicht den Charakter von Interjektionen an. In „Es brennt“ ist der Schreckensruf ganz deutlich, in „Es blitzt“ die Verwunderung. Um nicht zu weitläufig zu werden, verweise ich nur noch auf die Anfangswendung von neueren Zeitungsberichten über gemütliche (anregende usw.) Abende: „Das war einmal ein gemütlicher Abend, den wir gestern verlebten.“ Daher rechnen wir Eichendorffs Wendung: „Es tut (tat) einen Blitz“ mit zu den Impressionen. Hierhin gehört auch das paradoxe „Und“, am Anfang von Gedichten:

„Und wenn die Lerche hell anstimmt  
Und Frühling rings bricht an“  
(Eichendorff, „*Der Frühling*“).

So konnte sich Eichendorff sogar erlauben, in dem Gedicht „*Saalé*“ (unter „*Romanzen*“) die anfänglich vorhandene 1. Strophe wegzulassen und zu beginnen mit:

„Doch manchmal in Sommertagen  
Durch die schwüle Einsamkeit  
Hört man die Turmuhr schlagen,  
Wie aus einer fremden Zeit.“

Die *Histor.-kritische Ausgabe* meint: Die Eingangsverse haben etwas „Unvermitteltes“ (I 2 S. 784), d. h. sie haben etwas sehr Unmittelbares! Die Impression von der Turmuhr auf dem Giebichenstein war sehr tief und wo immer bei Eichendorff die Turmuhr vorkommt, ist das Erinnerung an das Nachterlebnis bei Halle.

Welche unvergleichlichen Verse aus des Dichters Kunst, die Impression festzuhalten, mit voller Kraft entspringen, mag ein Satz sagen, dessengleichen schwerlich vor Eichendorff in der Dichtkunst gefunden wird:

„Sie weiß es wohl, wer sie ruft“.

Mit solchem frischen, tief ins Gemüt sich einsenkenden Impressionismus vergleiche man einmal die Weise Matthisons:

Der Vollmond schwebt im Osten.  
Am alten Geisterturm  
Flimmt bläulich im bemoosten  
Gestein der Feuerwurm.

Und so geht es fort durch 6½ Strophen, ein Eindruck an den andern gereiht. Man vernehme aus dem Gedicht „Mondscheingemälde“ noch:

Bald bergen, bald entfalten,	Die zarten Blüten keimen
In lieblicher Magie,	O Mond, an deinem Licht,
Sich wechselnd die Gestalten	Das sie, in Feenträumen,
Der regen Phantasie.	Um unsre Schläfen flicht.“

Wie matt ist alles aufgefaßt! Wie nah' grenzt die Verlautbarung der Eindrücke an abstrakte Bestimmungen vom Stile einer Beschreibung. Man wird nicht allzu viele Gedichte Matthisons aufweisen können, die nicht derartige Eindrucksketten besitzen, (ich möchte sie der Form des „gedämpften Impressionismus“ zuweisen). Es sei aus dem berühmten Text der Beethovenschen „Adelaide“ noch die Strophe beigebracht:

„Abendlüftchen im zarten Laube flüstern,  
Silberglöckchen des Mais im Grase säuseln,  
Wellen rauschen und Nachtigallen flöten:  
Adelaide.“

Da fällt nur das emotionale „Adelaide“ aus der Reihe. Auch das „Abendgemälde“ birgt genug Impressionen. Die „Abendlandschaft“ ist aus Lesebüchern zu bekannt, als daß mehr zu tun wäre, denn an sie erinnern:

„Heimwärts gleiten, sanft wie Schwäne,  
Fern am Eiland Fischerkähne.“  
Würde Eichendorff wohl dichten:  
„Goldner Schein  
Deckt den Hain?“  
Oder:  
„Silbersand  
Blinkt am Strand?“

Selbst der frischere Impressionismus, der Hölty so deutlich von dem reichlich abstrakten Hölderlin abhebt, kommt nicht an Eichendorffs kraftvolle Art heran.

„Jeden Lispel des Baums, jedes Geräusch des Bachs,  
Jedes ländliche Lied, welches dem Dorf entweht“

(in „*An die Rube*“).

„Wann der silberne Mond durch die Gesträuche blinkt  
Und sein schlummerndes Licht über den Rasen streut.“

„Überhüllet von Laub girret ein Taubenpaar  
Sein Entzücken mir vor.“

„Und die einsame Träne  
Bebt mir heißer die Wang' herab“

(Aus „*Die Mainacht*“).

So Hölty in Oden! Anderes derart:

„Sie wankt dahin; die Abendwinde spielen  
Ihr Apfelblüten zu.“

„Da rauscht der Kahn durch hangende Gesträuche“

(Aus „*Die Schiffende*“ 1774).

Bezeichnend ist für den schwärmerischen Hainbündler der Titel: „*An ein Mädchen, das am Fronleichnamfest ein Marienbild trug.*“

Leider sind die Nachtigallen und der Mond bei ihm in imperativische Lieder eingewebt; so kann ein Vergleich nicht gezogen werden. Immerhin bietet von seinen verschiedenen Mondgedichten der „*Hymnus an den Mond*“ manches Lehrreiche. Hölty analysiert da sehr viel, was Eichendorff selten oder nie tut. Hölty singt vom Schnitter, der im Mondschein heimwandelt:

„Du beflimmerst in des (!)  
seine blitzende Sichel,  
Seinen nickenden Erntestrauß.“

Weiter:

(Das Dörfchen.)

„Das ein nickendes Wäldchen  
In die wirtlichen Arme schlingt.“

„Du bist reizend, o Mond, wenn du lächelnder Gott  
Durch das blaue Gefild, im Gewande von Licht,

Deine Tritte beflügelst  
Und die Säume der Schatten färbst.“

Ganz verwandt ist der „*Hymnus an die Morgensonne*“, der u. a. folgende Verse gibt:

„(Der Hahn)  
... erwecket den Tag, der das eine Aug' schon  
Halb noch schläfrig, zu öffnen beginnt.“  
„Wie die Blume stolziert und ihr seidnes Kleid  
In vergoldeten Purpur taucht.“

Aurora freilich ist da recht konventionell-allegorisch gemalt:  
„Freude tanzt ihr vor,  
Heller wirbelt der Hain, lauter gurgelt der Bach.“  
Sie bestreut die Bahn, welche die Sonn' betritt,  
Schon mit rötlichen und mit goldenen  
Blumen, wandelt voran mit dem Körbchen am Arm,  
Das ihr Flora mit Rosen gefüllt.“

Anleihen bei der Malerei macht Eichendorff nicht, wenn er von Aurora singt. Hölty hatte starke Impressionen, und er verfällt ebensowenig wie Eichendorff auf Eindrucksketten; er weiß die Bilder gut in größere Ganzheiten hineinzusehen. Doch er wird allzuleicht durch Wünsche, meist sinnlicher Art, oder Affekte der Todesahnung abgelenkt. Das bei Eichendorff so häufige kraftvolle „Schauer“ kommt bei Hölty kaum viel öfter als einmal vor und da mehr erdacht als gefühlt.

Immerhin ist es merkwürdig, daß der Nordländer gerade in der Ode Impressionen liebt, obwohl die Odenform diesen nicht günstig ist (Hölty hat also die Horazische Odenform mit ganz neuem Leben gefüllt). Daher sei noch die Ode „An einen Blumengarten“ mit Eichendorffs Gartengedichten verglichen.

Hölty:

„Sehnsuchtstränen rinnen dir oft, die süßen  
Sehnsuchtstränen später Erinnerung, werte  
Scenen meiner goldnen Knabenfreuden,  
Liebster der Gärten!“  
„Deine Blütenlauben, wo Nachtigallen  
Maienlieder flöteten, kleine Bienen  
Ihr Entzücken summeten, stehn mir immer,  
Immer vor Augen.  
Immer, immer schau' ich die werten Plätze,  
Wo du mit mir wandeltest, teurer Vater,  
Wo dein Mund, dein redlicher Mund, der Tugend  
Schöne mich lehrte.“

Und die Kräutervasen (!), wo Juliane  
Durch die tausendfarbigen Frühlingsblumen  
Hüpfte, sanft beschimmert vom Abendgolde,  
Zephyrlich (!) hüpfte.  
Welch ein Wonnelächeln um ihre Wangen  
Schwebte! Noch im Eden der Toten Gottes  
Will ich deiner, lächelndes Mädchen, deiner,  
Garten, gedenken.“

Konnte Eichendorff je so dichten? Selbst die zweite, oben ausgelassene Strophe, die wirklich Eindrücke komponiert, hat mit ihrem konventionell-allegorischen Schluß und dem Worte „Buttervögel“ anderes Kaliber als eine Eichendorff-Strophe:

„Deiner Beete blitzende Wechselfarben,  
Wo sich Buttervögel (!) im Tau besahen (!),  
Und auf Silberrosen das Bild des schönen  
Frührots sich malte.“

Damit halte man zusammen aus Eichendorffs Lied „*Die Heimat*“:  
„Kennst Du den Garten? – Wenn sich Lenz erneut,  
Geht dort ein Mädchen auf den kühlen Gängen  
Still durch die Einsamkeit  
Und weckt den leisen Strom von Zauberklängen,  
Als ob die Blumen und die Bäume sängen  
Rings von der alten schönen Zeit.“

Hölty: „*Späte Erinnerung*“. Eichendorff: „*Alte schöne Zeit*“. Hölty: „*Werte (!) Scene meiner goldenen Knabenfreuden*“ (vgl. Heines „*Schöne Wiege meiner Leiden*“). Eichendorff: „*Auf den kühlen Gängen*“. „*Kennst Du den Garten*“  
Weiter von Eichendorff „*Heimweh*“:

„Du weißt es, dort in den Bäumen  
Schlummert ein Zauberbann  
Und nachts oft wie in Träumen  
Fängt der Garten zu singen an.“  
„Wir wollen zusammen ziehen,  
Bis daß wir wandermüd  
Auf das Vaters Grabe knien  
Bei dem alten Zaubersong.“

Weiter: „An meinen Bruder.“  
„Gedenkst Du noch des Gartens  
Und Schlosses überm Wald,  
Des träumenden Erwartens  
Ob's denn nicht Frühling bald?“  
„Gestorben sind die Lieben,  
Das ist schon lange her,  
Die wen'gen, die geblieben,  
Die kennen uns nicht mehr.  
Und fremde Leute gehen  
Im Garten vor dem Haus –  
Doch überm Garten sehen  
Nach uns die Wipfel aus.  
Doch rauscht der Wald im Grunde  
Fort durch die Einsamkeit  
Und gibt noch immer Kunde  
Von unserer Jugendzeit.  
Und stammel' ich auch nur bange,  
Ich sing' es, weil ich muß,  
Du hörst doch in dem Klange  
Den alten Heimatsgruß.“

Das Erlebnis des „alten Gartens“ beschwingt den Schlesier zu einem eigenen Gedicht:

„Kaiserkron und Päonien rot  
Die müssen verzaubert sein.  
Denn Vater und Mutter sind lange tot,  
Was blühen sie hier so allein?  
Der Springbrunnen plaudert noch immerfort  
Von der alten schönen Zeit.  
Eine Frau sitzt eingeschlafen dort,  
Ihre Locken bedecken ihr Kleid.  
Sie hat eine Laute in der Hand  
Als ob sie im Schlafe spricht,  
Mir ist, als hätt' ich sie sonst gekannt –  
Still, geh vorbei und weck sie nicht!  
Und wenn es dunkelt das Tal entlang  
Streift sie die Saiten sacht.  
Da gibts einen wunderbaren Klang  
Durch den Garten die ganze Nacht.“

Man müßte eigentlich schon die hier ausgezogenen Eichendorfflieder im Ganzen neben Hölty's Ode stellen, um den gewaltigen Abstand beider von einander zu erfühlen! Hier genüge das Mitgeteilte.

Ein genauerer Vergleich zwischen Hölty und Eichendorff würde auch ergeben, daß Hölty im Gegensatz zu dem wesentlich passiven Matthison zwar aktiver ist, daß er aber an die aktivistische Note in des Schlesiens Dichtung nicht heranreicht. Bekanntlich hat Graf Loeben an des Freundes Jugendroman „*Abnung und Gegenwart*“ bemängelt, daß die Helden fortwährend auf Bäume steigen, und Joseph hat, vielleicht ironisch und nicht reuig, dazu am Rande bemerkt: „Sehr wahr!“ Man beachte den Anfang der „*Glücksritter*“, des „*Tangennichts*“! Dem Muskeldrang Ausdruck verleihen, das ist in der Tat ein Charakteristikum der Eichendorffschen Helden! Aber viel mehr noch: Die Epen „*Julian*“, „*Lucius*“ und „*Robert und Guiscard*“ fordern vom wahren Helden mannhafte Taten und Adolf von Grolmann hat mit Recht hier in „*Aurora*“ (1932) sich zu der These bekannt, daß Graf Friedrich in „*Abnung und Gegenwart*“ sich zuletzt nicht einem trägen Leben der Einsamkeit, sondern einem tapferen Priesterleben für das Volk zuwendet. In „*Dichter und ihre Gesellen*“ ist der Grundgedanke, daß es im menschlichen Leben nicht um Schwelgen in Phantasie, sondern um tüchtige Leistung geht, noch viel deutlicher herausgearbeitet. Jedes zu sehr in sich selbst versponnene Artistentum muß nach Eichendorff im Ausleben der rein künstlerischen Neigungen zum Zusammenbruch der Persönlichkeit oder zur tödlichen Lächerlichkeit führen. Gerade in Eichendorffs Prosa ist, außerhalb wie innerhalb der Romane, der Aktivismus mit Händen zu greifen. Von vielen bezeichnenden Äußerungen sei nur eine hier angemeldet. An den zart und doch kernig dichtenden Westfalen Friedrich Wilhelm Grimme schreibt am 9. Juli 1857, also etwa 5 Monate vor seinem Tode, Eichendorff: „Ich kann schließlich sagen, daß mir die unmittelbare, frische (!) Klage, die wie ein Frühlingshauch (!) durch Ihre Romanzen weht, sowie das plastische (!) Naturgefühl überaus wohltuend war in einer Zeit, wo einerseits die kurfähige Sentimentalität der Putlitz, Gräfin Schwerin, in ihrem „*Was sich der Wald erzählt*“ usw., andererseits das weinerliche (!) Geleier von Redwitz und Konsorten alle Poesie zu verhimmeln droht“ (*Histor.-kritische Ausgabe* der „*Sämtl. Werke*“ XII 235). Doch trotz den verschiedenen Stimmungsgedichten seiner Gedichtsammlungen (nicht alles konnte da aktivisch sein!) bergen auch die poetischen Schöpfungen genug Elemente, die wir hier einreihen müßten. Gedichtstellen, an denen der Schlesier das Aufgehen im bloßen Poetentum scharf verdammt, sind längst hervorgehoben. Damit ist klar, daß er alles „Ästhetentum“ ver-

urteilt. Wie kraftvoll solche Gesinnung in des Dichters Seele lebt, mußte sich auch in Einzelheiten, ja sogar in Äußerlichkeiten verraten. Man überblicke, um von letzteren zuerst zu reden, einmal die Titel seiner kleinen Gedichte. „*Frische Fabrik*“ steht gleich zu Anfang. Ein Lieblingsthema ist ihm die Verachtung „der kleinen Mühen und Sorgen“, der Spießbürgerei; darum ist ihm das Hinausspringen in den farbigen Morgen Symbol der „*Rettung*“. „*Durch*“ ist zweimal als Gedichttitel gewählt; einmal singt der Dichter:

„Laß dich die Welt nicht fangen,  
 Brich durch, mein freudig Herz“  
 und eben vorher stand:  
 „Wagst du’s nicht, drauffin zu stranden,  
 wirst du nimmer drüben landen“

(aus „*Spruch*“). Das zweite Gedicht mit der Marke „*Durch*“ erzählt von einem Adler, der, von seinem Felsenest hinweg durch einen Sturm weit übers Meer gelockt, über die verdämmernde Wirklichkeit da drunten sich hoch erhebt und immer höher fliegt, zu erspähen, „ob nicht der Himmel offen wär“. „*Entschluß*“, „*Unmut*“ stehen auch zweimal als Titel, „*Mahnung*“ gar viermal. In „*Lieber alles*“ lehrt uns der Dichter:

„Ein wildes Roß ist’s Leben,  
 Die Hufe Funken geben.  
 Wer’s ehrlich wagt, bezwingt es  
 Und wo es tritt, da klingt es.“

Das Schöne ist ihm also erst ein „Epignomenon“, ein Nachkomme der wackeren Tat. „*Frisch auf!*“, „*Anbruch*“, „*Kriegslied*“, „*Vorwärts*“, „*Todeslust*“, „*Zorn*“, „*Gebet*“, „*Die neuen Kameraden*“, „*Soldatenlied*“, „*Der Weckeruf*“, „*Wacht auf*“ besagen an sich genug. Man muß aber nicht meinen, daß der Aufruf zur frischen Rüstigkeit sich nur in diesen Gedichten findet. Auch sonst ist St. Georg Eichendorffs Ritterideal und sein „*Gebet*“ von 1810 klingt so aus:

„Was hast du mich blank gerüstet  
 Wenn mein Volk mich nicht begehrt,  
 Keinen mehr nach Freiheit lüstet  
 Daß mein Herz betrübt, verwüstet,  
 Nur dem Grabe zugekehrt?  
 Laß die Ketten mich zerschlagen,  
 Frei zum schönen Gottesstreit  
 Deine hellen Waffen tragen,  
 Fröhlich beten, herrlich wagen,  
 Gib zur Kraft die Freundlichkeit.“

Um 1812 fallen die Strophen:  
„Schlag mit den flamm'gen Flügeln! –  
Wenn Blitz aus Blitz sich reißt,  
Steht wie in Rossesbügeln  
So ritterlich mein Geist.“  
„Waldrauschen, Wetterblicken  
Macht recht die Seele los.  
Da grüßt sie mit Entzücken,  
Was wahrhaft ernst und groß“

(„Die Erhebung“ oder Nr. 3 in „Der Pilger“). „Schlag mit den flammigen Flügeln“ – wo in deutscher Poesie sind so kraftvolle Worte erschollen? Man denke aber ja nicht, daß nur die Jugendpoesie des 22–24jährigen, der sich gegen Napoleons Zwingherrschaft aufbäumte, von solcher Gesinnung durchströmt war. Der etwa 44jährige singt mitten in den Zyklus „Auf meines Kindes Tod“ die Verse hinein:

„Und so fröhlich glänzt der Morgen,  
S' war, als ob das Singen sprach:  
Jetzo lasset alle Sorgen,  
Liebt ihr mich, so folgt mir nach!“

Der Morgen, der ist des Dichters Freud, das Symbol alles Kraftvollen. Die Stimme, die da singt, ist die der schuldlos dahingegangenen Kindesseele. Sie ruft zum mutigen Nachfolgen auf. Und die Epen, deren aktivistische Grundhaltung oben angegeben wurde, fallen alle in die fünfziger Jahre, nicht zu lange vor den Tod des Dichters.

Zum Schluß noch ein kurzes Wort über das Zusammen von Impressionen und Aktivismus bei unserm Dichter. Im allgemeinen ist zu sagen, daß er zwar manches vorwiegend impressionistische Gedicht hat, daß aber zumeist die Impressionen bei ihm nur Elemente oder untergeordnete, freilich sehr wirksame Mittel seiner Gebilde sind. Und nicht selten sind die Endziele der Dichtungen aktivistisch. Die von Verehrern des Dichters mit Recht betonte Tatsache, daß feinste lyrische Stimmungen gerne bei ihm in den Hinweis auf das Streben der Seele nach dem Himmel ausmünden, ist ein klarer Beweis für die letztere Behauptung. Wenn in einzelnen Jugendliedern, in Gedichten auf Verstorbene und volksliedartigen Schöpfungen der Schluß den Gedanken an Tod und Grab ausspricht, so ist die hier zu Tage tretende Sentimentalität doch nicht immer wirkliche Sentimentalität, die der Natur

des Dichters fremd ist. Man hat auch zu bedenken, daß viele solcher Gedichte in den Prosaerzählungen stehen, um zur lebensvollen Kennzeichnung von schwachen oder gemütskranken Personen, von Situationen, von Schicksalen zu dienen. Man muß stets im Auge behalten, daß Eichendorffs Welt- und Lebensanschauung wesentlich von dem aktivistischsten unserer Philosophen, von Fichte, bestimmt ist. Dessen Idee eines gottseligen Lebens beherrscht unsern Schlesier. Es ist als Warnung gemeint, wenn wir hören:

„Er sprang vom schäumenden Rosse,  
Weiß keiner, wo er blieb.“

Und wenn der Dichter bis ins tiefste Mark über den wilden „Dämon“ in der Brust erschrickt, so will er doch, daß der Schrecken zur heilsamen Willenswendung aufreizt. Das Lied „*Kurze Fahrt*“, das mit dem Posthorn-Motiv anhebt, endet so:

„Schwager stoß ins Horn – wie balde  
Sind auch wir im Nachtquartier.“

Das bedeutet Todesverachtung, die der junge Dichter, als er zum Mitkämpfen gegen Napoleon drängte, wahrhaftig bewährte. Nach Th. von Schön äußerte Eichendorff über Lutter von Braunschweig, der habe mit Schwert und Liedern sich Bahn zum Himmel gebrochen (*Histor.-Krit. Ausgabe* I 2 S. 715). Das Schwert ist neben dem Roß eine Lieblingsvorstellung Eichendorffs. Von den „Anklängen“ (in „*Frühling und Liebe*“) hatte das „*Jagdlied*“ in der ersten Fassung die später ausgefallene Strophe (ebd. I 2 S. 722):

„Es dehnt sich die Erde,  
Es bäumt sich die Kluft.  
Mit funkelndem Schwerte  
Haue die Luft“

Wenn das auch spielerisch erscheint, so zeugt es doch von heftigem Tatendrang. Im großen ganzen gesehen hat unser Freund die Vereinbarkeit von bestem Impressionismus mit kräftigem Aktionismus gezeigt und das macht einen der schönsten Reize seiner Weise des Dichtens aus, ist etwas ganz Unvergleichliches!

## Probleme der Wiener Romantik

Von Franz Ranegger

Neben Jena, Heidelberg, Berlin, Dresden, Frankfurt, Landshut und München war Wien ein bedeutender Mittelpunkt der romantischen Bewegung. Während in Bezug auf die drei erstgenannten Städte der geistesgeschichtliche Tatbestand im wesentlichen geklärt ist, liegen die Verhältnisse bei den andern Städten viel ungünstiger. Frankfurt hat durch Erna Callmann eine, wenn auch strengen Anforderungen kaum genügende Darstellung gefunden, die Landshuter Romantik erscheint durch Philipp Funk in ihren hauptsächlichen Voraussetzungen geklärt; dagegen hat die Schwierigkeit des Problems bei München und besonders bei Wien eine zusammenfassende Darstellung verhindert, wenn auch erfreuliche Ansätze dazu vorhanden sind. Namentlich in Wien verschlingen sich die Fäden aus allen Gebieten der Kultur. Die agierenden Persönlichkeiten sind Poeten, Musiker und Maler, aber auch Philosophen, Publizisten, Journalisten und Politiker, und einen weithin sichtbaren Rang unter ihnen nimmt ein Heiliger ein. Sie wachsen nur zu einem Teil aus der bodenständigen Bevölkerung der ehemaligen Kaiserstadt hervor, zum Großteil sind sie aus Nord und West und Ost des deutschen Vaterlandes zusammengeströmt. Die Mitglieder dieser deutschen Kolonie erstreben eine neue Vertiefung des katholischen Glaubens und erhoffen von Wien nach den Unglückstagen von Jena und Auerstädt die Rettung aus dem Chaos und die nationale und religiöse Einheit.

Eine andere, bodenständige Gruppe wurzelt im triebkräftigen Keimboden einer katholischen Kultur, die auch in den Jahrzehnten der Aufklärung nicht wesentlich erschüttert werden konnte und namentlich auf dem Gebiet des Volksdramas lebendiger Ausdruck der Volksseele geblieben war. Hier konnte das gelockerte Verhältnis zur volkstümlichen Poesie früherer Zeiten rasch wieder gefestigt, die reiche Sagenwelt und Märchenpracht zu neuem poetischen Leben geweckt werden. So vollzog sich in Österreich der Übergang zur Romantik auf der Grundlage volkstümlicher Formkräfte mit der Selbstverständlichkeit eines Naturvorganges. Vor Adam Müller und Wilhelm Schlegel wies hier der Tiroler Historiker Joseph von Hormayr auf die vaterländische Geschichte als dichterische Stoffquelle hin und veranlaßte damit eine reiche geschichtliche Poesie, durch

die die geschichtliche Wesenheit des neuen Kaiserstaates Österreich Gemeinbewußtsein der Völker wurde. Heinrich Joseph von Collin schrieb seine geschichtlichen Balladen, sein Bruder Matthäus einen Zyklus vaterländischer Dramen, Caroline Pichler Romane aus der österreichischen Geschichte. Den deutschen Freiheitsgesängen präludieren Collin, Castelli und Fellingner mit ihrer patriotischen Kriegslyrik. Der berühmte Orientalist Joseph von Hammer-Purgstall erinnert sich, da die deutsche Sendung des Staates historisch abgeschlossen ist, der Ostaufgabe und erschließt die geistigen Schätze des Orients. Damit steht er am Eingang der reichen orientalisierenden Dichtung des 19. und 20. Jahrhundert (Goethe, Rückert, Platen, Daumer, Schack, Bodenstedt, Bethge u. v. a.).

Nach dieser österreichischen Frühromantik beginnt mit Friedrich Schlegel und Clemens Maria Hofbauer die österreichische Hochromantik, die etwa bis zur Märzrevolution dauert. Als Vorboten erscheinen 1805 der Berliner Adam Müller, der hier, zur alten Kirche zurückkehrt, sein christlich-germanisches und ständisch-genossenschaftliches Staatsideal ausbildete, in dem Religion und Volkstum als die treibenden Kräfte der romantischen Wiedergeburt erscheinen; 1807 Zacharias Werner, der sieben Jahre später als katholischer Priester wiederkehrt, der beliebteste Prediger der Kongreßzeit wurde und hier 1823 sein bewegtes Leben schloß; 1808 Ludwig Tieck, der sich am Wiener Volksdrama erlabt. Im gleichen Jahr hält Wilhelm Schlegel vor einem auserlesenen Publikum seine berühmten Vorlesungen „Über dramatische Kunst und Literatur“, in deren letzter er die dramatischen Dichter auf die österreichische Geschichte als wertvollen Stoff hinwies. Als vorübergehende Gäste weilen noch die Brüder Joseph und Wilhelm von Eichendorff (1810–13), Otto Heinrich Graf von Loeben und Clemens Brentano in Wien.

1808 war Friedrich Schlegel unmittelbar nach seinem Übertritt zur katholischen Kirche, den er mit seiner Gattin Dorothea und deren Söhnen, den Malern Philipp und Johannes Veit, vollzogen hatte, nach Wien übersiedelt und hatte eine Stelle als Hofsekretär bei der Staatskanzlei erhalten. Im Mittelpunkt der romantischen Bewegung, die sich nun aus rein religiösen Grundtrieben entfaltet, steht aber nicht Friedrich Schlegel, sondern die eigentümlich fesselnde Gestalt des Redemptoristen Clemens Maria Hofbauer, der in den 12 Jahren seines Wiener Aufenthaltes (1808–20) das kirchliche Leben der Hauptstadt aus seiner josephinischen Erstarrung zu neuem Leben erweckte. Hofbauer und Johann Michael Sailer, der Bahnbrecher der Romantik in Bayern, sind nach dem Urteil von Wilhelm Kosch die größten Männer,

die der katholische Süden im 18. Jahrhundert dem deutschen Volke schenkte. Für seine schier unlösbare Aufgabe war er durch den Zauber seiner Persönlichkeit geschaffen, in der sich die Romantik gewissermaßen verkörpert hatte. „Herzgewinnend wie ein Angelicus oder Seraphicus, kündete er mit fast frühchristlicher Einfalt Gnade“. (Ludwig Hevesi.) Er wußte die geistig regsamsten Naturen für die Kirche und seine Lebensaufgabe, das aufklärerische Wien dem Glauben zuzuführen, zu gewinnen, so den norddeutschen Maler und Erzähler Friedrich von Klinkowström, der auf Hofbauers Anregung eine Erziehungsanstalt für adelige Knaben gründete und eine ausgezeichnete Kinderzeitschrift herausgab, so Goethes Freund Friedrich Schlosser, der in der Folge sein poetisches Können in seinen Hymnenübersetzungen („*Die Kirche in ihren Liedern*“, 4 Bände) und den Umdichtungen religiöser Gesänge aus dem Französischen, Englischen, Italienischen und Spanischen ganz in den Dienst der katholischen Literatur stellte, so den ungarischen Grafen Franz von Széchényi, der eine „geistliche Leihbibliothek“ gründete, welche der Literatur der Aufklärung entgegenarbeitete, so den Freimaurer Joseph Anton von Pilat, den Sekretär Metternichs und Redakteur des „*Österreichischen Beobachters*“, des offiziellen österreichischen Tagblattes. Hofbauers Wirken erstreckt sich demnach nicht nur auf die religiöse Jugenderziehung und eine zeitgemäße Gestaltung der Kanzelberedsamkeit, sondern auch auf eine unmittelbare Beeinflussung der Literatur und Kunst. Er ist ein beinahe täglicher Gast des Schlegelschen Hauses und unterhält lebhaft Beziehungen zu den übrigen literarischen Kreisen (Strobelkopfgesellschaft, Széchényi-Klub).

Das literarische Organ dieser kirchlichen Romantik waren die von Georg Passy, im letzten Jahrgang von Johann Silbert redigierten „*Ölzweige*“ (1819–23). Sonst standen der Romantik die Zeitschriften „*Prometheus*“ (1808, hsg. von Stoll und Seckendorff) und „*Friedensblätter*“ (1814–1815) zu Gebote. Die wichtigsten Organe der Wiener Romantik sind aber die von Friedrich Schlegel herausgegebenen, meist sehr kurzlebigen Zeitschriften „*Deutsches Museum*“ (1812–1813) und „*Concordia*“ (1820–23).

Die Forschung hat sich der Wiener Lebens- und Schaffenszeit Friedrich Schlegels nur zögernd und meist kühl urteilend zugewendet. Die Aufgabe seines Lebens seit der Konversion bestand nach Eichendorff darin, die göttliche Gewalt der Kirche in allen Wissenschaften und Lebensbeziehungen zu enthüllen und zum Bewußtsein einer nach allen Richtungen hin zerfahrenen Zeit zu bringen. Diese Aufgabe erfüllte er vornehmlich in seinen Vorlesungszyklen. So hielt er 1810 Vorlesungen über die neuere Geschichte, in denen er die weltgeschichtlichen Erscheinungen von den Zeiten der germanischen

Stammeskönige bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts mehr kulturhistorisch als weltpolitisch beleuchtete, gab in den 1812 gehaltenen Vorlesungen über die Geschichte der alten und neuen Literatur einen genialen Abriss der Weltliteratur, mit dem er die Wissenschaft der Literaturgeschichte begründete, entwickelte in den Vorlesungen über die *Philosophie des Lebens* (1827) und über die *Philosophie der Geschichte* (1828) seine philosophischen Grundanschauungen in tiefgründiger Weise und beendete sein wissenschaftliches Lebenswerk mit der *Philosophie der Sprache und des Wortes*.

Zwischendurch entwickelte er im Wettstreit mit Adam Müller und Franz von Baader seine Gesellschafts- und Staatslehre, an die ein halbes Jahrhundert später die christliche Sozialform eines Ketteler und Vogelsang anknüpfte.

Von F. Schlegel und Hofbauer gingen weitreichende und nachhaltige Wirkungen aus. Sie äußern sich in erneuter Pflege der mystischen und der Hymnenliteratur (Silbert, Schlosser), der Kanzelberedsamkeit (Johann Emanuel Veith), in der entschlossenen Weiterführung des Kampfes um die Befreiung des kirchlichen Lebens (Kardinal Joseph Othmar von Rauscher, Sebastian Brunner, Albert Wiesinger), im Aufblühen der katholischen Journalistik und Literatur, in der sozialpolitischen Tätigkeit Karl Freiherrn von Vogelsangs. Die letzte Auswirkung dieser katholischen Renaissance in Österreich ist das Erstarren der katholischen Wissenschaft (Leo-Gesellschaft) und der katholischen Dichtung, die im neuen Jahrhundert im Gralbund eine Organisation erfährt, die auf die Wiener Romantik ein Jahrhundert vorher deutlich hinweist.

Die „bodenständige“ Wiener Romantik findet auf dichterischem Gebiet ihren höchsten Ausdruck im Volksdrama Raimunds, in den seelenvollsten Schöpfungen Grillparzers und in der Naturpoesie Stifters.

Zu den schwierigsten Problemen der österreichischen Romantik gehören die Wechselbeziehungen mit den andern romantischen Zentren. Immerhin sind bei Karl Ernst Jarcke, dem Mitbegründer der „*Historisch-politischen Blätter*“, der Gentz (gest. 1832) im österreichischen Staatsdienst nachfolgt, beim Rechtshistoriker George Phillips, der seit 1851 an der Universität Wien wirkt, und bei Brunner Verbindungslinien zum Münchener Görreskreis, bei anderen Beziehungen zu Sailer sichtbar.

Ein selten in die Geschichte der Wiener Romantik einbezogenes Kapitel ist die malerische und musikalische Romantik. Und doch ist die Musik ein unablösbares Element der österreichischen Gesamtkunst, und in keinem andern Zentrum der romantischen Bewegung erblühte die Romantik gleichzeitig auf allen Kunstgebieten mit demselben Zauber wie in Wien. Zu Schubert gehören nicht bloß im Leben Schwind und Bauern-

feld als die Unzertrennlichen. Die Schubertiaden in diesem jugendlichen Freundeskreis sind durchsetzt von Malerei und Poesie. Die Volkslieder, Balladen und Märchen, die die malerische Phantasie Schwinds beschäftigen, werden von seinem musikalischen Freunde vertont. Und es weht dieselbe Lieblichkeit und musikalische Beschwingtheit aus den Gebilden der beiden, weil bei ihnen Leben und Kunst untrennbar von einander durchdrungen sind.

Dichtung und Malerei begegnen einander auch bei den andern Malern Wiens. Die Nazarener erschließen der zeitgenössischen Kunst den Weg zur Welt der Dichter: Ludwig Schnorr von Carolsfeld begegnet sich mit Peter Cornelius in Illustrationen zu Goethes „*Faust*“, Edward von Steinle illustriert nicht bloß das Märchen wie Schwind, sondern auch die Parzivalsage, Shakespeare und Clemens Brentano, Führich bestreitet den Freskenschmuck der Villa Massimi in Rom mit Motiven, die er Dichtungen von Tasso entnimmt, und ist ein feinsinniger malerischer Interpret von Goethe und Tieck. Selbst Klopstocks „*Messias*“ ersteht in einem Zyklus von Leopold Kupelwieser.

Die vorwiegend religiöse Kunst der Nazarener, besonders die der späteren Generation eines Philipp Veit, Steinle, Führich und Kupelwieser gilt es in Beziehung zu setzen zur gleichzeitigen Dichtung und zur Ideenwelt der Wiener Romantik. Friedrich Schlegels Theorie ist vielfach die Grundlage nazarenischer Kunstübung und er verteidigt das in einer römischen Ausstellung sichtbare Schaffen der Nazarener gegen feindliche Kritik. Hofbauer führt Philipp Veit zur religiösen Stoffwelt. Eine interessante protestantische Erscheinung ist der Landschaftsmaler, Dichter und Kunstschriftsteller Ferdinand Olivier, dessen Haus nach Hans Rupprich der „religiöse und geistige Mittelpunkt protestantisch-pietistisch orientierter Entwicklungsstadien der Spätromantik in Wien“ ist und der die salzburgische Landschaft entdeckte, an deren malerischer Erschließung auch der Heidelberger Carl Friedrich Fohr, die Nürnberger Johann Adam Klein und Johann Christoph Erhard, die Brüder Reinhold und Ernst Welker, der Dresdner August Heinrich und Ludwig Richter beteiligt sind.

Wien war ein Brennpunkt der Romantik, nur lassen sich die künstlerischen und persönlichen Beziehungen ihrer Vertreter noch nicht allweg klar überblicken, und der Forschung eröffnet sich hier noch ein sehr weites Feld.

## Nocturno

### Eine Erzählung um Eichendorff

Von Wilhelm Meridies

Schon wölbte sich ein klarer Sternenhimmel über den verschneiten Türmen der Kaiserstadt Wien, schon hatte die Auffahrt der Kutschen zum Fastnachtsball vor der Hofburg begonnen, da erwachten, erschrocken über die späte Stunde, die beiden Studenten Wilhelm und Joseph von Eichendorff in ihrem ganz unstudentisch vornehmen Zimmer im einsam gelegenen gräflich Carolyischen Gartenpalais erst von ihrem Nachmittags-schlaf. Es hatte jemand, gewaltig klopfend, vor der Tür ihren Namen gerufen. „Philipp, bist du es?“, rief Josef.

„Langschläfer ihr, Nachtbummler, ja, 's ist Veit, der Maler, und er hat nicht Lust, noch lange bei den vornehmen Herren zu antichambren. Hopp, aus den Federn und aufgeschlossen!“

Bald war mit Hilfe des Freundes, der sich ihnen im Kostüm des Mephisto vorstellte, die etwas hastige Toilette der Brüder glücklich zuwege gebracht, und man fuhr selbdrift, Josef als Rübezahl, Wilhelm als Bergknappe verkleidet, im Schlitten, den Veit vorsorglich gemietet hatte, wohlverpackt dem Ziel des Abends, der Hofburg, zu.

„Wenn es meiner Mutter nach gegangen wäre“, berichtete Veit im Fahren ausgelassen den Freunden, „dann ruhet ihr wohl jetzt noch in Morpheus' Armen, denn sie findet diese Hoffestlichkeiten höchst abgeschmackt. Die Gute, sie ahnt freilich nicht, daß es uns allen höchst gleichgültig ist, katzbuckelnd Spalier zu bilden, wenn die abscheuliche, einäugige Prinzessin von Sachsen oder Prinz Anton, dieser dicke Spießbürger, vor den kaiserlichen Herrschaften den Saal betreten, – ein Anblick, den freilich ein Lächeln aus den Augen der schönen jungen Kaiserin wieder mehr als gut machen kann. ... Ach, Jungens, könnt ihr schweigen? Nun denn, Mutter ahnt es nicht, daß ich heute Demoiselle Wimberg zu treffen hoffe.“

„Auch ich hoffe es“, warf Josef ein, worauf Veit diesen scherzhaft empört in die Seite puffte und gelassen sprach: „Also auch du, mein Sohn Brutus? Schwärmtest du nicht erst vorgestern Abend, ich hörte es von Körner, von einer schwarzen Choristin vom Theater an der Wieden? Hast halt doch das Zeug zu einem Don Juan, wie mir

deucht!“ Lachend verteidigte sich der Angegriffene gegen solche Einschätzung, indessen Bruder Wilhelm dem Maler sekundierte.

In angeregtester Stimmung erreichten die Drei das Ziel der Fahrt und verloren sich bald, kaum, daß sie ihre Mäntel abgelegt hatten, im Gewühl der schon vorgeschrittenen Festlichkeit. Die Brüder kannten sich von verschiedenen Redouten her in den Räumlichkeiten aus und steuerten geradenwegs durch das bunte Karnevalstreiben, den Maler vor sich herschiebend, dem Mittelsaale zu, wohin einschmeichelnde Musik sie lockte.

Je näher sie dem Saale kamen, desto dichter wurde der Maskenschwarm, und um sie herum summt es wie im Bienenstock. Schließlich standen sie am Saaleingang, eingekeilt in eine Menge Schaulustiger, denn gerade hatten maskierte Soldaten, mit langen Stangen als Hellebardiere ausgerüstet, die Fröhlichen soweit auseinandergedrängt, daß ein Geviert in der Saalmitte für die Tänzer vom Theater frei geworden war. Diese traten, indes die drei späten Gäste die Hälse reckten, um etwas von dem Schauspiel zu erhaschen, in halb spanischen, halb fränkischen Kostümen maskiert auf und führten nach den Klängen des Orchesters einen Fandango zu Ehren der auf der Galerie anwesenden Fürstlichkeiten vor. Doch da die Drei sich nur immer für Augenblicke auf die Zehenspitzen zu heben und so über die Reihen der Vorderleute hinwegzuschauen vermochten, schlug Wilhelm vor, sich hier nicht erst unnütz aufzuhalten.

„Jetzt ist es leerer in den anderen Räumen geworden, alles ist hier zusammengeströmt. Kommt, wir wollen auf Abenteuer ausgehen!“

„Ja“, ergänzte Veit-Mephisto, „vielleicht habe ich Glück und entdecke unter einer schönen Maske Demoiselle Wimberg. Sie hat mir nur leider gar keinen Wink gegeben, in welcher Tracht ich sie hier finden würde“.

Daraufhin schlenderten die Drei erwartungsvoll durch die Säle und ließen keine halbwegs jugendlich scheinende weibliche Maske an sich vorbei, ohne sich zuvor durch Ansprache und Gegenrede über ihre Person zu vergewissern. Als sich Mephisto plötzlich von ihnen trennte und einer verführerischen Maske nachstrich, die sich an ihnen, ohne Rede zu stehen, auffällig schnell vorbeigedrückt hatte, – er mochte sie wohl für die Wimberg halten, die ihn von seinen Freunden fortlocken wollte, – schmunzelte Rübezahl vergnügt in seinen künstlichen Bart hinein. „Er hat sie gewiß erkannt, Wilhelm, sie kann’s nicht gewesen sein, denn sie wird hier kaum allein herumspazieren dürfen. Du weißt ja, wie ängstlich ihre Mutter sie betreut.“

Und wirklich fanden die Brüder, als sie auf ihrer Abenteuersuche den kleinen Saal betreten, in dem ein Büffet errichtet war und Gruppen von Speisenden und Trinkenden sich aufhielten, Demoiselle Wimberg und deren Mutter, die, wie die meisten älteren Damen, ohne Maske erschienen war, in Gesellschaft der Gräfin Butler und ihrer schönen Tochter sowie einiger maskierter Damen und Herren an einem großen Tisch in fröhlicher Weinlaune. Man winkte die beiden lebhaft heran. Kaum hatten sie sich

an der Tafelrunde niedergelassen, als zu ihrer Überraschung auch Veit, der Maler, an ihrem Tisch auftauchte, am Arm die verführerische Maske von vorhin, die er ihnen jetzt halb verlegen, halb spitzbübisch lächeln, als die Gräfin Julie Hoverden vorstellte. „Welche Laune unseres Mephisto“, sagte Wilhelm leise zu seinem Bruder. Da waren sie allerdings unversehens in eine fatale Zwickmühle geraten. Selbst die Eltern der Gräfin samt den Wiener Verwandten der Eichendorffs hätten es nicht gelungener arrangieren können, Wilhelm durch eine ungezwungene Begegnung mit der jungen Gräfin wieder einen Schritt der von beiden Familien geplanten Verbindung näherzubringen. Und es wäre auch wohl schon längst, soweit es an Wilhelm lag, dazu gekommen, indes die Gräfin hatte nun einmal am jüngeren und lustigeren Eichendorff Gefallen gefunden und dachte nicht daran, nach dem Familienrat zu tanzen. Das erschwerte die Sachlage ungemein, denn einmal war Josef bereits verlobt und seiner Luise daheim in Oberschlesien im Herzen treu, aber auch durchaus nicht abgeneigt, als immer noch freier Jungmann, die eine oder andere Liebenschaft anzuknüpfen, etwa mit dieser faszinierenden, eleganten Demoiselle Wimberg. Aber mit Gräfin Julie, diesem Spottvogel? Mit nichten. Was tun? dachte Josef. Bin ich lebenswürdig zur Gräfin, ist sie es zwar auch gewiß zu mir, aber es nützt mir nichts und ich lasse mir die Wimberg gerade heute unter dem Schutz der Maskenfreiheit entgehen. Hinwiederum der Wimberg hier vor aller Augen den Hof zu machen, trüge mir ohne Zweifel den Spott der Gräfin ein, und meine Luise würde es dann wohl auch baldigst, auf schlimmste Untreue frisiert, zugesteckt bekommen.

Noch zögerte er so am Scheidewege dieser Nacht, als die Geigen betörend zum Tanz aufspielten und man zusehen mußte, sich eine Tänzerin zu sichern, zumal von allen Tischen die Paare bereits in den großen Saal enteilt. So richtete er denn seine Bitte um einen Tanz, da die Wimberg gerade mit einem sie geradezu verteuftelt hoffierenden Herrn auf und davon schwebte, an Gräfin Julie, die es auch nicht anders erwartet zu haben schien. Er fand in ihr eine vorzügliche Tänzerin, sie ließen sich die Rhythmen ins Blut klingen und kehrten im schönsten Einvernehmen und echauffiert zurück. Nun wurde zur Durststillung tüchtig dem Wein zugesprochen, dabei kein Tanz ausgelassen, auch Demoiselle Wimberg kam an die Reihe, natürlich tanzte sie unvergleichlich besser, leidenschaftlicher, wie es Josef gerade gern mochte. Ihren Kurmacher, dem die Tanzerei eine recht beschwerliche Pflicht zu bedeuten schien, hatte er bald offenbar völlig aus dem Felde geschlagen. Nur dumm, ging es ihm durch den schon etwas umnebelten Kopf, daß man immer wieder mit ihr in den mütterlichen Schutz zurückkehren mußte. Bald vergaß er aber auch diesen und überhäufte seine Dame mit Beteuerungen seiner Zuneigung. Entsetzlich schwül war es doch heute, man konnte seinen Durst überhaupt nicht mehr löschen, wohin mochte er übrigens geraten sein, was suchte Mephisto eigentlich an diesem Ort und unkte ihm unaufhörlich ins Ohr: „Denk’ an Luise“, wer hieß hier Luise, was wollte der Kerl bloß von ihm?

Da, was sollte nur dies Getöse, schlug's neben ihm auf den Tisch (das ist ja der asthmatische Galan der Wimberg, durchfuhr es ihm) und wetterte: „Nun aber Schluß, mein Herr, Demoiselle Wimberg ist meine Braut und ich dünkte, auch Sie fühlten sich bereits gebunden?“

Wie durch Zauberschlag war er ernüchtert und mußte es, ehe er sich noch zu einer Entschuldigung hatte aufraffen können, verduzt geschehen lassen, daß Madame Wimberg, hochroten Angesichts, mit Tochter und Schwiegersohn sich vom Tisch erhoben und das Fest verließen.

Jetzt erst bemerkte Josef, daß es schon nach Mitternacht sein mußte, denn die Masken waren gefallen, die Gesellschaft hatte sich bereits gelichtet, auch Gräfin Julie war gegangen. Wilhelm, den er nirgends entdeckte, mochte sie wohl nach Hause begleitet haben. Nur den Maler sah er drinnen im Tanzsaal, wo die Musik noch immer spielte, mit einer zierlichen Person im Arm, an seinem Tisch saß nun niemand mehr, er wurde wieder sehr benommen, und bald wußte er nichts mehr von sich.

Als es Veit mit seiner Begleiterin gegen drei Uhr des Morgens doch für geraten fand, heimzugehen, fand er Josef tief schlafend über den Tisch gebeugt. Zu dritt, den etwas unsicheren Josef in der Mitte, dem zu allem Pech in der Garderobe seine Kopfbedeckung abhanden gekommen war, marschierten sie dann durch die verschneiten Straßen dem Mehlmarkt zu, wo das Persönchen, Josefs anderer Schwarm, die Choristin vom Theater an der Wieden, wohnte. Veit hatte sie im Laufe des Abends ohne Anschluß und ein wenig traurig in einem der Säle aufgefunden. Jetzt auf dem Heimwege gelang es ihm unschwer, sie zu überreden, ihnen doch zur schnelleren Ernüchterung Josefs, sie könnten es überhaupt allesamt gebrauchen, droben in ihrer Behausung noch einen schwarzen Kaffee zu brauen. Bald brannte dort der kleine eiserne Ofen, die Kleine, die mit ihren aufgelösten schwarzen Haaren sehr lieb aussah und munter zu plaudern verstand, kredenzte ihnen das duftende Getränk, und als die Stadt am Morgen zu neuem Leben erwachte, mahnte sie die beiden, des Aschermittwochs nicht zu vergessen.

Einträchtig zogen sie dann alle drei los, sich Pater Hofbauers Bußpredigt anzuhören und auch das Kreuz von Asche, wirklich voller Reue über die ganzen letzten durchschwärmten Wochen, auf ihre Stirn zu holen. Josef vor allem war über seinen leichtsinnigen Lebenswandel völlig zerknirscht und schwor Veit ein über das andere Mal auf dem Weg zur Kirche, sich nunmehr auf das ernsthafteste an seine Arbeiten zu begeben, insbesondere bei der Weiterführung seines angefangenen Romans auch in die Untiefen seiner eigenen Seele hinabzusteigen.

## Eichendorffs „*Freier*“

### Ein Rückblick auf Bedeutung und Entstehen nach hundert Jahren

Von Otto Demuth

Nicht zum erstenmale zeige ich auf, welche Bedeutung beim Lustspielschaffen unseres Dichters, d. h. den „*Freiern*“ zukommt. Die Spannungen, welche Eichendorffs Dichtungen beleben und in ihrer Art dem Durchbruch einer inhaltserfüllten Form den größten Widerstand entgegensetzen, sind in seinem Lustspiel am stärksten ausgeprägt und dennoch zu Trägern einer gleichzeitig harmonischen und lebendigen, realistische und plastische Handlung aufweisenden Kunst geworden. Ins Zentrum eines gewaltigen Lebenswerkes, einer geistigen und ästhetischen Entwicklung führt dieses Werk. Durch sein Studium, durch das Eingehen auf seine Entstehungsgeschichte kommen wir hinter das Geheimnis von Eichendorffs dichterischem Wachstum. An den überaus ernsten Erörterungen über das intimste Wesen des Lustspiels, einer Frage, über welche sich Goethe und Schiller, ältere und jüngere Romantiker, zeitgenössische Philosophen die Köpfe zerbrochen hatten, ohne zur dichterischen Tat gelangen zu können, weil ihnen in dieser Beziehung das Talent denn doch mangelte, an den Unterweisungen, die ihm der eben erst selbst in dieser Materie vollends reif gewordene Friedrich Schlegel in Wien zu einem glücklichen Zeitpunkt der inneren Empfänglichkeit gab, entzündete sich im Studenten Eichendorff die Begeisterung für eine gewissermaßen „revidierte“ Konzeption der Romantik, in der das Lustspielideal von vornherein die größte Rolle spielte. Ihm galt es zuzustreben; im Lustspiel galt es, die Probe auf das Exempel zu geben; gelang dieses einmal, so war die Konzeption des ganzen Kunstideals gerechtfertigt, konnte die Romantik auch nach Eichendorff als erfüllbares Universalprogramm, nie veraltend und nie unzeitgemäß, Ansprüche auch an künftige Dichtergenerationen stellen. Die Entstehungsgeschichte der „*Freier*“ läßt uns verstehen, was für die Gesamtkunst Eichendorffs der Begriff „Dichterische Übung“ bedeutet, und löst uns auch die viel umstrittene Frage, in welche Zeit das Fragment „*Wider Willen*“ zu versetzen sei, das noch vielfach als selbständige Dichtung aufgefaßt wird. Die schwere ästhetische Problematik, die sich einem unsichtbar bleibenden Berge gleich auch hinter Eichendorffs dichterischen

Produktion erhebt, offenbart sich dem geistigen Auge; als Ringender und Denkender entpuppt sich der schlesische Künstler, der mit „unerhörter“ Folgerichtigkeit seinen Weg schreitet, an Kunsteinsicht an die Besten der Vorklassik und Klassik gemahnt, auf dem schwierigen Gebiete des Lustspiels einen Tatsieg erreicht, an Wert nur mit dem Lustspielwurf einer „*Minna von Barnhelm*“ vergleichbar. Schiller und Goethe, die Dichter der blauen Blume, so sehr sie sich theoretisch um das Lustspielideal bemühten, aber auch Kleist und Grillparzer können sich nicht rühmen, daß ihre Lustspielkonzeption höher als diejenige des jungen Eichendorff gewesen sei; vor allem aber können sie insgesamt – einschließlich Friedrich Schlegel – der allerdings spät ausgereiften Lustspielfrucht Eichendorffs nichts Ebenbürtiges zur Seite stellen. Man müßte erst dem Lustspiele Eichendorffs die Berechtigung seines Zusammenhanges mit der poetischen Welt des Dichters und mit dem angewandten poetischen Realismus der Romantik absprechen, wollte man etwa als Gegner dieser Richtung zu Unrecht versuchen, zu einem einschränkenden Lobe zu gelangen.

Eichendorffs Lustspiel „*Die Freier*“ knüpfen wir, damit wir seine literarische Bedeutung nicht nur für die Romantik, sondern über die Romantik hinaus allemal festhalten können, am besten an Goethes und Schillers Preisausschreiben in den Propyläen – 1801 – an. Hier wird der „Ruf“ nach einem deutschen Lustspiel erhoben: hier wird von der am meisten berufenen Seite zugestanden, daß es um diese Zeit kein befriedigendes deutsches Lustspiel gab; hier wird das Eingeständnis gemacht, daß selbst die beiden Dichterpriester von Weimar einer Scharte, einem Mangel in der deutschen Literatur nicht abzuhelpen vermögen. Brentano reichte damals zum Wettbewerbe seinen von der Wissenschaft viel gewürdigten „*Ponce de Leon*“ ein. Goethe mußte ihm das phantastisch verworrene Werk zurückschicken, wenn er dem befreundeten Dichter auch geglaubt haben mochte, daß auch er die Bühnenwirksamkeit vor Augen gehabt hatte, als er daran arbeitete. Ein Beweis dafür liegt übrigens auch darin, daß Brentano sich noch Jahre hindurch um die Umarbeitung des Ponce bemühte, um ihn doch noch dem Theater zuzuführen. Die Bemühungen scheiterten daran, daß der Dichter dem Probleme unphilosophisch gegenüberstand und lieber wie Loeben trotz mancher ernster Ansätze, die wir ihm zubilligen müssen, naiv seine romantische Kunst Fichtescher und Tieckscher Prägung weiterpflegte, obwohl auch ihm, der in jenen Jahren dem Hause Friedrichs in Jena nahe getreten war, Friedrich Schlegel, der wie sein Bruder genau wußte, wo die Voraussetzungen zu einem wirksamen romantischen Lustspiele herzuholen waren, „die Formel“ hätte geben können, mittels welcher sein Ringen zu positiven Resultaten hätte gelangen können. Die Tragik der versäumten Gelegenheiten blieb Eichendorff

erspart; ihm ergaben sich die Gelegenheiten wie von ungefähr; sie begegneten einem Menschen, der ihren Nutzen erfaßte, der einsah, in welchem Maße sich sein Genius daran entzünden könne, wenn er in empfänglicher Studentenzeit in sich all das einströmen ließe, was der Wiener Schlegel an Erfahrungen, an Problematik der Kunst, an Ratschlägen, wie man die schwierigste Gattung meistern könne, mitteilen konnte. Das Ideal des romantischen Realismus Schellingscher Prägung in all seinen Konsequenzen erfaßt der junge Eichendorff in Wien; die jenem Ideale angepaßte Lustspieltechnik wird ihm hier klar, aber ebenso bemächtigt sich bereits hier seines Bewußtseins die Überzeugung, daß ein Beherrschen der Lustspielform als der höchsten und schwierigsten Ausdrucksform romantischen Dichtens erst „für die späteren Jahre“ einer Dichterwirksamkeit in Betracht kommen könne.

In den schönen Sommermonaten des Jahres 1812 schon dürfte folgende bezeichnende Stelle in das entstehende Manuskript des Romanes „*Abnung und Gegenwart*“ geraten sein und jeder Leser wird wohl merken, daß es sich hier um die Skizzierung eines Ideallustspiels, zu dessen Erörterung Schlegel der oben erwähnte Mißerfolg Brentanos nicht wenig angespornt haben mochte, handelt. „In meinem Leben habe ich keine Pantomime gesehen, wo mit so einfachen Mitteln so Vollkommenes erreicht worden wäre. Es wäre zu wünschen, man könnte die weltberühmten Mimiker auf einen Augenblick zu ihrer Belehrung unter diesen Trupp versetzen. Wie armselig, nüchtern und albern würden sie sich unter diesen tüchtigen Gesellen ausnehmen, die nicht bloß diese oder jene Richtung des Komischen ängstlich herausheben, sondern Sprache, Witz und den ‚ganzen‘ Menschen in Anspruch nehmen. Jene ermatten uns recht mit allgemeinen Späßen ohne alle Individualität, mit hergebrachten, längst abgenutzten Mienen und Sprüngen und vor lauter Anstalten zum Lachen kommen wir niemals zum Lachen selber. Hier erfindet jeder selbst, wie es ihm die Lust des Augenblicks eingibt und die Torheit lacht uns keck und unmittelbar ins Gesicht, daß uns recht das Herz in Freiheit aufgeht.“ In einem literarischen Debattierklub fallen bezeichnenderweise diese Worte und Graf „Friedrich“ spricht sie einer „kritisierenden“ Tante gegenüber aus. – Nach einem derartigen Bekenntnis werden von Eichendorff keine Lustspiele im Stile Tiecks und Brentanos zu erwarten sein, umsomehr, da er an anderen berühmten programmatischen Stellen dieses romantischen Romans „*Abstraktion, und die willkürliche, sich selbst zerstörende Schwelgerei in Bildern*“ ablehnt. Aber was soll es bedeuten, wenn wir weiterhin lesen, daß der junge Dichter das „abgestandene Leben“ weit aus dem Reiche der Dichtung, wie er sie für alle Gattungen meint, hinausweist und wenn er eine dichterische Welt beschwört, die sich aus einer begeisterten Anschauung und Betrachtung der-

selben und der menschlichen Dinge ergibt und ebenso aus den lieblichen Talenten, die erst durch den Gebrauch groß werden? Hier ist „in nuce“ sein von Schlegel überkommener, am Beispiel Shakespeares entwickelter poetischer Realismus umrissen, aus dem sich mit Hinblick auf das Drama und Lustspiel eine Gattung ergeben muß, worin in den noch so objektiv anmutenden Gegebenheiten, Fabel, Umwelt, Charakteren, Handlungen dennoch ihr lyrisches Durchdringungsein wahrnehmbar sein wird. Eine begeisterte Anschauung von Welt und Dingen, die noch dazu zu Talenten und Empfindungen des betreffenden Dichters in engstem Bezug steht, „verengt“ in gewissem Sinne unserer Alltagswelt; eine solche Anschauung weicht vielem aus und wird sich mit innerer Folgerichtigkeit innerhalb jener Welt tummeln, die der Dichter kraft seiner individuellen Substanz als „ursprüngliche Schönheit“ erkannt hat. Damit ist jenen eine Antwort erteilt worden, welche, befangen von dem Geschehen und dem Milieu der *comédie de mœurs* und *comédie militante* der Moderne, daherkommen und unserem Dichter den Zusammenhang seiner Lustspielinhalte mit den Inhalten seiner Novellen, Lieder und Romane vorwerfen wollen. Jene ursprüngliche Schönheit, welche die Reize deutschen Schloß-, Wander- und Naturlebens in sich bannt, war für Eichendorff dennoch etwas Reales genau so wie die „Urbilder“ etwas Objektives für den größten Philosophen des Altertums darstellten, für Plato. Warum sollte er je seine organisch lebendige poetische Welt aufgeben, worin die dichterische Übung Wunder wirken und gesunde Fortschritte erreichen konnte? Sollte er sein dichterisches Können in die abgestandene Welt Kotzebue'scher Plattituden projizieren, womit er, wenn wir an den Goethe'schen und Schlegel'schen „Heißhunger“ nach einem poetischen Lustspiel denken, nur die Flinte ins Korn geworfen hätte?

Was das Hauptmotiv seines Lustspieles anbelangt, so war es nicht weit hergeholt. Wozu auch, wenn sich ein junger Dichter, der sehr wohl weiß, daß er sich vorläufig nur vergeblich abmühen werde, lediglich nur aus brennendem Interesse, vielleicht auch aus Kurzweil in der Bezwingung der Gattung ein bißchen versuchen will. Übrigens kam es ja bei seiner Konzeption auch gar nicht auf die Originalität des Motives an, da ja der „Geist“, mit dem die ganze Dichtung zu erfüllen war, und die diesem Geiste „eigene“ Technik (Schlegel im Deutschen Museum, I. 192 – Fruchtlosigkeit der Nachahmung fremder Formen) das Problem bildeten. Eichendorff begegnete dem Hauptgedanken seines Lustspiels, daß ein vorherbestimmter, aber auf seine Freiheit bedachter Freier seiner künftigen, auf die ihre bedachten Gebieterin in Verkleidung naht, daß sie, obwohl unterrichtet und gegenverkleidet, einen Dritten für den Angemeldeten hält, und so beide, täuschend und getäuscht, doch für einander entbrennen,

zeitlich zunächst in dem von seinem Tagebuch „himmlisch“ genannten Marivauxstück „Le jeu de l'amour et du hasard“, ferner, bereits in mehr romantischer Ausprägung und Gestaltung, in dem von den Schlegel als Musterlustspiel gepriesenen „Was ihr wollt“ von Shakespeare und schließlich dem Tieck'schen Berichte (*Poetisches Journal*, Heft I. 59–64) über das von ihm in Wien gesehene Jahrmarktstück „Die Höllenbraut“, von welchem feststeht, daß seine Heldin eine männerabweisende Amazone war wie Rosamunde in „Wider Willen“, bzw. Adele in den „Freiern“. Von besonderem Interesse ist es, daß jener Journalbericht keinen geringeren als Schiller angeregt hatte, eine Ballade zu skizzieren, der eine musikalisch-dramatische Bearbeitung folgen sollte, und daß auch Schiller den Titel „Höllensbraut“ vorgesehen und die Heldin „Rosamunde“ genannt hatte. In Eichendorffs Wiener Roman nun finden wir, vom Dichter Faber erzählt, gleich zu Beginn eine Erzählung, die den deutlichsten Hinweis auf den Höllensbrautstoff enthält. Es ist die Geschichte von der Ritterstochter Ida, die jeden Freier abweist, bis ihr diese Amazonentätigkeit zum Verhängnis wird. Es ist auffällig genug, daß die Heldin von Eichendorffs Fragment noch stärker auf die Höllensbraut hinweist, da sie mit ihr sogar den Namen „Rosamunde“ gemein hat. Alle drei Werke begleiten die Entstehung von Eichendorffs Lustspiel; jene aber stehen ihm am nächsten, in denen er, entsprechend dem Inhalte der immer und immer wieder von Friedrich Schlegel gehörten Debatten über Drama, Lustspiel und romantische Kunst, als Seele des Lustspiels dem „Mutwillen“ zu begegnen glaubt. Im Sinne der Schlegel'schen Lehren legte er sich, was das Verhalten zu den lit. Vorbildern anbelangte, von vornherein das Verhältnis der künstlerischen Analogie zurecht; ein Ziel wenigstens hatte er sich damit gesteckt, von dem abzurücken, ihn allerdings die Einsicht, noch nicht auf der Höhe seines Könnens zu stehen, zwingen konnte.

Die ersten Arbeiten an seinem Lustspiel sind Kraftproben aus stiller Werkstatt. Er wird in weiser Selbsteinschränkung nicht daran gedacht haben, seine Ergebnisse an die Öffentlichkeit gelangen zu lassen und die Vollendung von Unfertigen, Fragmentgebliebenen zu beschleunigen. Im Jahre 1816 berichtet ein Brief Fouqués, der bekanntlich kurz vorher das Geleitwort zu „*Abnung und Gegenwart*“ geschrieben hatte, von den dramatischen Dichtungen, die die Muse Eichendorff eingebe. In den Frühling 1816 möchte ich daraufhin den Beginn der Arbeit Eichendorffs an seinem heuer jubelierenden Lustspiel verlegen, zumal ich weder Goedeke, noch Castelle, dem wir den Neudruck des Fragmentes verdanken, beipflichten kann, wenn sie den Standpunkt vertreten, „*Wider Willen*“ gehöre ins Jahr 1836. – Ein den ganzen Menschen, seinen Willen, seinen Handlungsdrang in Anspruch nehmender Mutwille sollte das werdende Lustspiel

Eichendorffs beherrschen. Unter dem Banner romantischen Mutwillens sollte es losgehen, sollten sich auf dem Waldschloß Rosamundens die Freier formieren, sollte die Abwehr der Amazone Rosamunde einsetzen. Der Körper des Dramas sollte mit dieser Art von Beseeltheit harmonieren. Doch offenbart sich nicht bald eine klaffende Disharmonie in diesem so schön ausgedachten Spiel? Nicht selten wird die objektive Bestimmtheit des Spieles verlassen, bricht der Dichter mit seiner Reflektion ein, ein Rückfall in Tieck'sche Manier.

„Welche Not und Konfusion

Mit so einer ersten Szene

Überall ein Notabene! ...

Aus der Exposition sind wir glücklich nun heraus!“

Das theatralische Handeln Rosamundens einerseits und des Freundespaars Wildrungs und Walters andererseits sollte ihren phantastisch gesehenen Charakteren gemäß sein; ist es nicht seltsam, wenn uns gleich zu Beginn des Stückes die spröde Herrin nur allzu hilflos vorgeführt wird, da sie sich von der Zofe Marie den Einfall zur Maskerade borgen muß? Es entspricht nicht der ursprünglichen Absicht, eine schlagkräftige aktive Komik walten zu lassen, wenn sich die überragend gedachte Hauptfigur von der Zofe die voraussichtliche Wirkung des Rollentausches zergliedern läßt. Zur aktiven Komik gesellen sich viele Züge einer passiven Groteske. Jeder Leser wird Ähnliches bei der Einführung Wildrungs und Walters im Schlosse feststellen können. Die szenische Darstellung von Beratung und Ausführung eines Unternehmens kann nur den romantischen Lustspieldichter locken, der im Manuskript irgend wie vorwärts kommen will, so sehr er auch weiß, daß das zu Papier Gebrachte den richtigen Akkord nicht abgeben wird. Im Vergleich zu den Freiern fällt dem Leser sehr unangenehm die zu geringe Zahl agierender Personen auf. Dieser Fehler unterbindet das Zustandekommen des richtigen Verhältnisses zwischen Liebeshandlung und Intrigue; dieser Mangel macht ein eindrucksvolles Gegenspiel unmöglich. Wo bleibt in der ersten Etappe der dichterischen Arbeit Eichendorffs an seinem Lustspiel der überragende Charakter der Liebeshandlung? Warum beherrscht im zweiten Teile von „*Wider Willen*“ völlig einseitig, fast wie eine selbständige Posse, die Entführung Überschnurs die Komödie?

Im Angesichte dieser Dissonanz mag unser Dichter verzichtet haben, durch Vereinigung der Liebenden den Entwurf zu Ende zu führen. Von einem rechten inneren Wachstum der Hauptgestalten kann in „*Wider Willen*“ noch keine Rede sein und allzu kraft- und blutlos erscheinen Linde und Überschnur, die „freie“ Einsamkeit einer „Rosamunde“ auszuschmücken, als ihre Freier zu agieren und einen Kampf gegen Wildrung aufzu-

nehmen. Es heißt, gegen die ursprünglich richtige Konzeption des Stückes sündigen, es in einen wesensfremden Stil verfallen zu lassen, im Laufe der Arbeit in die Auswertung bloßer Situationskomik überzugehen, die Einheit des Lustspiels zu sprengen, wenn er die Leidenschaften Überschnurs durch Wildrungen selbst erwecken läßt. Man sieht in „*Wider Willen*“ deutlich, daß für die schwer Gattung des Lustspiels Eichendorffs Kompositionsaufgabe noch unerprobt war. Man sieht es besonders daran, wie er wohl „gegen seine bessere innere Überzeugung“ fremdes Gut übernimmt. Man vergleiche die Malvolioszenen aus Shakespeares „*Was ihr wollt*“ mit der Posse der Abfuhr Überschnurs. Wenn in diesem Teile die organische Unterordnung unter das große Ganze nicht mehr in Erscheinung tritt, so ist das plötzlich zu eng gewordene, im Schlegel'schen Sinn unromantische Verhältnis zu Shakespeare schuld. Es ging nicht an, Szenen in der gleichen Funktion und Entfaltungsweise zu übernehmen. Man denke auch an die schon angedeuteten Fehler der Exposition, deren Rhythmus viel zu beschaulich ist, was auf die Verlegenheitsanwendung französisch-aufklärerischer Lustspieltechnik (Marivaux) zurückzuführen ist. Nichtsdestoweniger verrät die Anlage des Fragmentes einen großen Wurf und die erste Probe, ein den genialsten Kunstgedanken entsprechendes Kunstwerk zu schaffen, das, einmal vollendet, hoch über die Lustspilleistungen der gesamten Romantik, Grillparzers und Kleists zu stellen sein wird.

In den Zwanzigerjahren hatte Eichendorff – wie seine Wandergestalten voll Zuversicht und Ruhe seinen Weg wandelnd – die Höhe seiner Kunst erreicht: er hatte den wirkungssatten Ausdruck für jene Welt gefunden, die ihm ursprüngliche Schönheit ist und, musikbeschwingt, die Verkörperung seiner und deutscher Gefühlswelt überhaupt darstellt.

Einer Sendung gegenüber der Bühne bewußt und überzeugt, daß der Gipfelpunkt der Kunst, der er diene, technisch das Lustspiel sei, hält unser Dichter zu Beginn der Dreißigerjahre des vorigen Jahrhunderts die Zeit für gekommen, das Manuskript „*Wider Willen*“ hervorzuholen und das Werk endlich in eine wirksam dramatische Form zu gießen. 1833 liegt das fertige Werk vor, daß den Dichter seit 1816 nur innerlich beschäftigt haben mochte. Jetzt bildet das Lustspiel eine reale Entsprechung seiner Ideale. Welch buntes, immer neues Leben, neue Voraussetzungen schaffendes Treiben, welch gesättigtes Kolorit genießen wir in den scheinbar ungebundenen und doch so sinnenfälligen Handlungen. Jetzt halten sich die Liebeshandlung und das Intriguenspiel jenes Gleichgewicht, um das er früher vergeblich gerungen hatte. So reich die Intriguenhandlung ist, sie bleibt der Rahmenhandlung dennoch untergeordnet. Nunmehr entsprechen die Charaktere, an deren Grundauffassung sich nichts geändert hat, auch der

Art und Weise ihres Handelns. Jetzt sind die Spieler, Leonard, Adele, Flora, Viktor, Flitt und Schlender usw. auch in ihrem Spiel romantische Menschen und agieren, jenes „neue Leben“ schaffend, „wie die Lust des Augenblickes es jedem eingibt.“ In dieser Feststellung liegt der Hauptfortschritt und die Vollendung des Lustspiels. Leonard – schon die Namensänderungen weisen auf die volle Erfassung der romantisch-realistischen Tendenzen hin – folgt einem spontanen Einfall, verkleidet zum Schloß der Amazone zu pilgern. Der Entschluß der Gräfin Adele zum Rollentausch mit der Zofe Flora ist unter „freiestem Lachen“ entstanden. Und Viktor, der zwischen den Gruppen der Liebenden und den Glücksrittern steht und diesmal das Spiel ankurbelt, enthüllt uns die Formel, auf die sich der Organismus des so ganz originell durchgeführten Lustspiels bringen läßt, wenn er seine Beteiligung, wie folgt, charakterisiert: „Nein, da frag’ ich nichts darnach, da mag draus werden, was da will, ich spiel auch mit! Frisch, jeder auf seine Hand, soweit sein Witz reicht, wir wollen sehen, wo das alles zusammenklappt.“ Daß ein Genius, der dem Begriff „Lust“ – und diesen wollten das Preisausschreiben der Weimarer und die Romantiker endlich einmal klassisch gestaltet sehn – inhäriert, die Grenzen beim Gebrauche schöner Formen zersprengen kann, darüber hatte sich schon Schiller in einem seiner philosophischen Werke ernste Gedanken gemacht und Eichendorff hatte es in seiner dichterischen Werkstätte bei den vorausliegenden Arbeiten an seinem Lustspiel genügend erfahren. Der Triumph der „Freier“ ist es, daß sich’s nunmehr Eichendorff bezüglich der Offenbarung jener Lust so schwer als nur möglich macht, daß er die polaren Gegensätze der romantischen Kunst so ausgeprägt als nur möglich walten läßt, und doch die Form meistert, ein Shakespeare des Lustspiels der deutschen Romantik. Die Szenen der Freier sind geradezu symmetrisch gruppiert. Eine Mittelpunktsidee beschwingt die Beteiligten: der Besitz der Gräfin. Leibhaftige Menschen werden uns vorgestellt. Denn die Künstlervagabunden kommen aus dem Wirtshaus aufs nahe Grafenschloß, der Hofrat aus seinem Studierzimmer, die Braut von der Jagd. Viktor, der Gärtner und Flora zeigen wie in der realistischen Komödie die Attribute ihres Dienstes. Von der Gelegenheit, seelisches Leben zu gestalten, macht Eichendorff bei den Figuren der Rahmenhandlung ausgiebigen Gebrauch, auf die Schaffung tragender Rollen und die Bedürfnisse des Theaters Rücksicht nehmend. Adele wird nicht Beute Leonards, ohne daß beide den Weg einer entsprechenden seelischen Entwicklung durchgemacht hätten, die in typischen Lagen auf der Bühne unter sehr geschickter dramatischer Akzentuierung gezeigt wird. Die Schwierigkeiten der Exposition haben eine bewundernswerte Lösung gefunden. Die Adele-Leonard-Handlung wird indirekt exponiert. Die Vermehrung des Lustspielpersonals ermöglicht es dem

Zuschauer, aus fremder Handlung die nötigen Voraussetzungen zur Begegnung des Grafen und der Gräfin herauszulesen. Dieser Technik ist es auch zuzuschreiben, daß beide in der Vollkraft ihrer Wesenheiten erscheinen können und der Zuschauer sich in ihrer Umgebung zu Hause fühlt. Sehr geschickt ist die Motivierung der Liebe, die aus dem Kampf romantischen Sträubens als Siegerin hervorgeht. Vor Jahren hatte Adele Leonard vom Söller des Heidelberger Schlosses den Neckar hinauffahren gesehen – den hochragenden fröhlichen Gesellen! Da sind die phantastischen Entschlüsse Adels gegen den Eindringling durchaus möglich, ebenso aber auch die innere Wandlung, ebenso aber auch die Entwicklung zur liebenden Braut. Was die nunmehr einen Rahmen ausfüllende und doch mit dem Rahmen organisch verbundene Possenintrigue anbelangt – Viktor fädelt sie ein, um seine Herrin der Freier zu entledigen – so ist sie jetzt eine Szenenfülle voll meist packender Situationsbilder, die sich mit steigender Wirkung ablösen und einem Höhepunkt zustreben, jener Entführungsszene, in der Flitt und Schlander, sich gegenseitig für die Gräfin haltend und ihr komisches Unglück reichlich verdienend, selbst vom Schauplatze ihres Beutfeldes hinwegbringen. Wie schwach war doch, gegen diese Art von Groteske gehalten, die Entführungsszene Hanns (Gräfin) Überschnur im ersten Stadium unseres Lustspiels. Die Shakespearischen Züge sind vollkommen amalgamiert; Eichendorff würde sagen, sie sind zu Elementargeistern geworden, die subjektive Dichterkraft nunmehr nach dem Sprudel der eigenen Phantasie heraufbeschwört – nach dem Bedürfnisse des Ganzen. Die Entführungsszene in den *Freiern* ist hierbei noch in weit höherem Maße „coup“ als bei Shakespeare; an Intensität ihrer Wirkung finde ich desgleichen nur in Molières, bezw. Kleists *Amphitruon*, wo sich zwischen den Paaren Jupiter-Amphitruon einerseits und Sofie-Mercure andererseits eine innerlich verwandte komische Wirkung ergibt. Da Kleist mit seinem gefeierten *Amphitruon* – kein geringerer als A. Müller stand dem Werke Pate – nur Bearbeiter Molières war und da auch sein „*Zerbrochener Krug*“ durchaus nicht einen absoluten Erfolg bildete und philosophisch genommen anspruchsloser ist, können wir ermessen, was uns die „*Freier*“ als deutschem Lustspielpublikum bedeuten sollten. Ihre Entwicklung bedeutet für die Geschichte eines der großen Ideale der Romantik, für das Werden eines ihrer bedeutendsten Dichter ungefähr dasselbe wie in seinen verschiedenen Phasen ein *Wilhelm Meister* oder *Faust* für Goethe. Das Verständnis der „*Freier*“ ist der Schlüssel, der uns die Werkstatt des Dichters öffnet. Das Bewußtsein von ihrer Bedeutung beinhaltet aber auch eine Forderung an die deutschen Theater, die sich durch Jahrzehnte hindurch ihrer Sendung nicht so recht bewußt gewesen sind. Seit dem Jahre 1922 steht uns eine moderne und brauchbare Bearbeitung

unseres Lustspiels zur Verfügung, die seitdem einige Jahre hindurch nicht nur auf allen hauptstädtischen Bühnen des gesamtdeutschen Sprachgebietes, sondern auch auf vielen Provinzbühnen mit herzlichem Beifall aufgenommen wurde. Gegenwärtig erfreut sich das Lustspiel auf den Bühnen kultureller Vereine und auf den Schulbühnen aller deutschen Landschaften größter Beliebtheit. Wenn sich nur einmal die verantwortlichen Kreise auf die Aufgabe besonnen haben werden, in Übereinstimmung mit Eichendorffs Programm (*Werke* II. 459, 1864) die Erneuerung des Theaters „aus der guten alten Poesie“ heraus zu betreiben, dann braucht uns nicht bange zu sein, daß dies Lustspiel zu den Zierden eines festen deutschen Lustspielrepertoires gehören wird.

Das Publikum wird es neben die unsterblichen heiteren Spiele etwa Raimunds gruppieren, mit dem es – in Wien angeregt – gewisse Voraussetzungen gemein hat; daß es von der provinziellen Beschränktheit befreit ist, daß es wie alle Werke des Schlesiers zu allen Deutschen spricht, daß es aus dem Schönheitsempfinden der gesamten deutschen Nation heraus gedichtet ist, daß es überall sein Echo finden kann, diese besonderen Merkmale scheinen mir seine Zukunftsaussichten nur noch zu mehren.

## Eichendorffs „*Dichter und ihre Gesellen*“

Zum hundertjährigen Erscheinen des Romans *Weihnachten* 1933

Von Hans Kaboth

Die französische Julirevolution 1830 und Goethes Tod im März 1832 bezeichnen für die deutsche Dichtung etwa das Ende der Romantik und den Anbruch eines neuen Lebensgefühls und Kunstwollens, des sogenannten „Jungen Deutschland“. Hatte der Romantik eine plastische Verdichtung aller Sehnsüchte und Träume als das höchste Ziel aller Kunst vor Augen geschwebt, so wenden sich nun die jungen Schriftsteller mißmutig und ernüchert von dieser Welt des schönen Scheins ab und streben danach, auch den grauen Alltag, die Welt der sozialen Nöte und politischen Machtfragen dichterisch zu bewältigen. Wie enttäuscht und verständnislos mußte ein Anhänger der alten Romantik dieser neuen Wendung der Literatur gegenüberstehen!

Eichendorffs Roman „*Dichter und ihre Gesellen*“, zur Weihnachtsbüchermesse 1833 bei Duncker & Humblot in Berlin mit der Jahreszahl 1834 erschienen, ist ein Nachzügler der Romantik, eine letzte dichterische Zusammenfassung aller romantischen Gedanken und Träume, als die Sonne einer neuen Zeit schon hell über den Horizont gestiegen war. Der alte Magier und Zauberer aller Stimmungstöne des menschlichen Herzens, der „letzte Ritter der Romantik“, entfaltet hier noch einmal auf der Höhe seines Lebens die verschwenderische Pracht seiner Kunst, die unvergleichliche Musik seiner Sprache, den ganzen Zauber geheimnisvoll raunender Nächte und heller, taufrischer Morgenstunden. Das Werk will ausdrücklich kein Zeitroman sein. Des Dichters Ziel war es, „die verschiedenen Richtungen des Dichterlebens“ darzustellen, wohlbemerkt: des romantischen Dichters, in vier Hauptgestalten, die zwar nicht mit plastischer Schärfe gezeichnet sind, aber sich doch deutlich voneinander abheben, Viktor, Fortunat, Dryander und Otto. Der romantische Dichter wie der romantische Künstler überhaupt ist immer auf dem Wege nach der Vollendung und Verwirklichung seines Ideales, das er nie erreichen kann, liegt doch das Ziel dieses Weges im Unendlichen und das geheimste Wesen des Dichterberufs gerade in dieser unerfüllbaren Sehnsucht. Der an seiner Dichterbegabung zerbrechende Otto sagt einmal: „Die Seele des Dichters ist wie eine Nachtigall, je tiefer man ihren Käfig verhängt, je schöner schlägt sie.“ Je stärker der romantische

Dichter von dem tiefen, unüberbrückbaren Zwiespalt der Welt ergriffen ist, je tiefer sein innerstes von der Tragik alles Geschehens aufgewühlt ist, umso bedeutender ist seine künstlerische Schöpferkraft, denn „Talent! Das ist nur ein Blitz, den der Herr fortschleudert in die Nacht, um zu leuchten, und der sich selbst verzehrt, indem er zündet“. Und bei Friedrich Schlegel, dem eigentlichen Präger der romantischen Begriffswelt, heißt es: „Der Künstler, der nicht sein ganzes Selbst preisgibt, ist ein unnützer Knecht,“ und an anderer Stelle: „Alle Künstler sind Decier, und ein Künstler werden heißt nichts anderes, als sich den unterirdischen Gottheiten weihen.“ Die Hauptgefahr, die dem romantischen Künstler aber droht, ist das völlige Untergehen in der Welt seiner Phantasie, das Sich-preisgeben an gestaltlose Träume. Solche Phantasten sind Otto und Dryander, deren Dichtertum nicht stark genug ist, um im Leben Wurzel zu fassen und so erst die unbedingt nötige Grundlage für das künstlerische Schaffen zu finden. Otto schreitet als kraftloser Träumer durch die Welt, dem sich die Wirklichkeit zu einem seltsamen, schattenhaften Spukleben durcheinanderwirrt. Er ist zu schwach, den Anblick des wahren, unverkünstelten Lebens zu ertragen. „Es war ihm, als hätten die Gesellen mit ihren schmutzigen Reisestiefeln auf einmal einen köstlichen Teppich umgeschlagen und er sähe nun die groben, rohen Fäden der glühenden Traublumen – ihm graute recht vor dieser faden Kehrseite des Lebens.“ So träumt er immer von einer wunderbaren Ferne, die seine Sehnsucht stillen soll. Zuerst ist Rom das Ziel seiner geheimsten Träume, und als er endlich die ewige Stadt erreicht hat, klagt er „Schon in meiner Kindheit hör’ ich der fernen Roma Glocken schallen, und nun, da ich hier bin, hör’ ich sie wie damals aus weiter, weiter Ferne, als gäb’ es noch eine andere Roma weit hinter diesen dunklen Hügeln.“ So scheidet denn dieser Lebensunfähige aus dem Leben, in dem von ihm so sehr geliebten Walde, an der Hand eines kleinen Kindes, das auf die Frage, wohin es ihn führe, nur die eine Antwort gibt: „Immer nach Hause!“ Die Beziehungen zu dem bekannten Fragment des Novalis „Wohin gehen wir? Immer nach Hause.“ sind hier deutlich.

Auch Dryander zählt zu den Poeten, die ihr Leben nicht zu zwingen vermögen und die es daher zu keiner geschlossenen Leistung bringen. Er ist ein wirrer Kopf, von einem unbändigen Wandertrieb beseelt, der ihn nie zur Ruhe kommen läßt. Seine Zerrissenheit ist nicht allzu tragisch zu nehmen, denn sie hält nicht lange vor, ebenso wenig aber auch seine guten Entschlüsse, denn sie sind meist schon in der nächsten Minute vergessen. Einmal will er die Landwirtschaft lernen, denn „Profession vom Dichten machen, das ist überhaupt lächerlich, als wenn einer beständig verliebt sein wollte und noch obenrein auf öffentlicher Straße,“ aber am nächsten Morgen denkt er schon längst nicht mehr daran. Dryander ist der ewig bewegliche, schwärmerische, romantische Künstler von gläubiger Lebensbejahung und dabei kindlicher Lebensfremdheit. So läuft ihm seine kleine, liebe, hausbackene Frau davon, weil er, wie Viktor meint, „ihre gesunde, herbe,

klare Prosa durchaus auf die poetische Lyra spannen wollte.“ In seiner Phantasie mengt dieses „Irrlicht“ „Lug und Einbildung, Wahrheit und Dichtung so durcheinander, daß er selber nicht mehr heraus kann.“

Diesen beiden haltlosen Träumern gegenüber stehen Viktor und Fortunat, die Eichendorffs Dichterideal verkörpern. Friedrich Schlegel sagt einmal: „Ein Künstler ist, wer sein Zentrum in sich selbst hat,“ und das ist auch die Meinung Eichendorffs, der vom Dichter eine feste Verwurzelung in seiner Heimat und seinem Volkstum verlangt. Als Otto in Rom einmal seine deutsche Heimat schmält, da erwidert Fortunat mit Ernst: „Hüt’ dich wohl! Es ist ein wunderbares Lied in dem Waldesrauschen unserer heimatlichen Berge, wo du auch seist, es findet dich doch einmal wieder, und wär’ es durchs offene Fenster im Traum. Keinen Dichter noch ließ seine Heimat los.“ Und ähnlich meint er ein andermal: „Wer einen Dichter recht verstehen will, muß seine Heimat kennen.“ Fortunat ist der echt romantische Dichter, der bei aller schweifenden Phantasie doch mit beiden Füßen im Leben steht und daher den Zusammenhang mit der kräftespendenden mütterlichen Erde nie verliert. Seine Liebe zu Fiametta ist bei aller Gefühlsinnigkeit stets klar und bewußt. Wohl macht er auch aus seiner Liebe „ein langes Gedicht in vielen Gesängen“ und er verliebt sich selbst in die Hauptfigur, „ein schönes, schlanke italienisches Mädchen“, aber er vergißt darüber seine liebe Fiametta nicht. So wandert er mit gläubigem Staunen durch die Welt, die für ihn immer noch voll schöner Wunder ist, er verkehrt an Fürstenhöfen und in Künstlerkreisen, besteht Anfechtungen und geht doch gestärkt und gefestigt aus allem hervor. Er betrachtet das Leben nur unter dem höheren Sinn einer Vorbereitung für die Ewigkeit, denn der Mensch hat die Pflicht, „sich auf Erden auszumausern und die schäbigen Flügel zu putzen zum letzten, großen Fluge nach dem Himmelreich, das eben auch nicht wie ein Wirtshaus an der breiten Landstraße liegt, sondern treu und ernsthaft und mit ganzer, ungeteilter Seele erstürmt sein will.“

Viktor endlich, die reinste Verkörperung von Eichendorffs Dichterideal, zieht sich ganz aus den Lockungen und Wirrungen der Welt zurück, nicht aus unmännlicher Schwäche oder Feigheit, sondern aus dem innersten Wunsch heraus, ganz zu sich selbst, d. h. zu Gott zu kommen. Seine Auffassung vom Dichterberuf ist so ernst und tief, daß ihm das wirre Umherlichterieren Ottos und Dryanders sinnlos und unwürdig erscheint. „Red’ mir nicht von Poesie, von Dichterberuf,“ sagt er einmal zu Otto, „du hast nicht mehr davon als ein verliebtes Mädchen.“ Und er fährt fort: „Es gibt nur wenige Dichter in der Welt, und von den wenigen kaum einer steigt unversehrt in diese märchenhafte prächtige Zaubernacht, wo die wilden feurigen Blumen stehen und die Lichtquellen verworren nach den Abgründen gehen, und der zauberische Spielmann zwischen dem Waldesrauschen mit herzerreißenden Klängen nach dem Venusberg verlockt, in welchem alle Lust und Pracht der Erde entzündet, und wo die Seele, wie im

Traume, frei wird mit ihren dunklen Gelüsten.“ Das Wesen und das tiefe innere Glück des Dichters besteht eben nicht allein darin, wie Walter, der biedere Büromensch, meint, „die verborgene Schönheit der Welt zu erkennen,“ sondern entscheidend darin, die Qual und Verlorenheit allen Seins, den Riß, der mitten durch das Leben führt, an sich selbst zu erleben. Deshalb ist das Seelenleben des Dichters so ungesichert und leicht verletzlich, deshalb ist er wie kein anderer Mensch in Gefahr, den Sinn seines Lebens nicht zu erfüllen. Das Hauptmotiv des „*Marmorbildes*“, das Tannhäusermotiv, schlägt der Dichter mehrfach an. Die wildschöne, dämonische Gräfin Juanna, eine Nachfahrin der Gräfin Romana aus „*Abnung und Gegenwart*“ zwingt Viktor lange Zeit in ihren Bann, bis ihn endlich ihr freiwilliger Tod daraus befreit. So wählt er am Ende das Ordenskleid des katholischen Geistlichen und zieht sich in die Einsamkeit zurück, denn „ein herrlich Ding ist’s um die Einsamkeit auf hohen Bergen. Das Buch des Lebens versteht doch nur, wer um Gottes willen lernt und nicht um der Welt Gunst.“ In der selbstgewählten Einsamkeit erstrebt Viktor die Sammlung und die innere Besinnung, die im wirren Lauf der Welt nicht möglich sind. Auch der Dichterberuf ist ihm nicht das Letzte, Höchste, sondern der wahre Seelenfrieden, die vollkommene Einheit von Gott und Welt.

Die übrigen Personen, die in arabeskenhafter Fülle die reiche Handlung des Romans ausfüllen und umrahmen, sind vom Dichter nur eingeführt, um entweder die Hauptpersonen schärfer hervorzuheben oder aber um einzelne motivhafte romantische Geschehnisse herbeizuführen. Vieles ist ausgesprochen romantisches Erbgut, seien es Charaktere oder Begebnisse, wie wir es seit Goethes „*Wilhelm Meister*“ in der gesamten romantischen Literatur immer wieder finden. Hierhin gehören die meisten Frauengestalten: die schon erwähnte Gräfin Juanna, die in der Genialität des Herzens, in der Unbedingtheit ihrer Leidenschaftlichkeit ein echter Frauentyp der Romantik ist, wie er ja z. B. durch Caroline Schlegel auch im Leben verkörpert wurde. Philine und Mignon des „*Wilhelm Meister*“ sind in den Figuren Kordelchens und Fiamettas in wichtigen Zügen getreulich nachgebildet. Kordelchen ist die leichtlebige, dabei gutmütige, zu allem Schabernack aufgelegte junge Schauspielerin, kokett und oberflächlich, deren ganzes Leben sich in Kulissenklatsch und Liebeständeleien erschöpft. Vollkommen ungeistig, ist sie fast ein naturhaftes Elementarwesen wie Undine. „Die pechschwarzen Haare hingen glänzend über Stirn und Wangen, ihr Gesicht war wie eine schöne Nacht.“ „Sie führt gedankenlos ihr gewohntes leichtfertiges Leben mit einer gewissen Unschuld fort, die dabei nichts Arges hat.“ Fiametta ist das seelisch noch unerschlossene, verträumte junge Mädchen, das erst durch die Liebe zu Fortunat aus ihrem Phantasieleben geweckt wird. Als junger Jäger verkleidet, entflieht sie der Obhut ihrer Tante, um nicht einem ungeliebten Manne zu folgen und streift, von ihrer Zofe begleitet, durch das Land, um ihren Geliebten Fortunat zu suchen. Die Verkleidungen sind ja

eines der Lieblingsmotive Eichendorffs, die schon in seinen früheren Werken, vor allem im „*Tangennichts*“ eine bedeutsame Rolle spielen.

Die übrigen zahlreichen Personen kennzeichnen mehr einzelne Berufe, Stände und Charaktertypen, als daß sie als Einzelwesen wichtig wären. Hierher gehören die Gestalten des Fürsten, der Fürstin und ihres Hofkreises, die einmal deshalb eingeführt sind, um die Hauptpersonen auch von einem höfischen Hintergrund abzuheben und dann, um die erwünschte Gelegenheit zu romantischen Festen, Jagden, Verwirrungen und Intrigen zu geben. Der Aristokrat und der Künstler gelten ja dem Romantiker als die romantischen Menschen an sich, weil sie der verachteten Alltäglichkeit am weitesten entrückt sind. Einzelne Charaktere benutzt der Dichter auch, um seiner romantischen Ironie die Zügel schießen zu lassen oder um sich in einer – freilich harmlosen – Polemik zu ergehen. Der Maler Albert findet aus seiner teuschtmelnden Gespensterwelt von anno 1813 nicht mehr heraus und deshalb schreitet die Zeit über ihn zur Tagesordnung über. Sein heroisch gemeinter Selbstmord wirkt darum nur tragikomisch und zeigt die völlige Verirrung eines Menschen, der über die schwärmerischen Ideale einer unreifen Jugend nicht hinausgekommen ist. Die Polemik Eichendorffs richtet sich einmal, freilich in völlig unzutreffender Weise gegen Kant und dann gegen die modische Jesuitenriechelei einzelner akademischer Kreise. Im übrigen werden Zeitfragen, die ja dem Dichter als unpoetisch galten, nicht berührt. Nur einmal wird in ganz allgemeiner Form auf die Zeit der Reaktion und der Demagogenverfolgungen angespielt in den Worten „Diese Gewitterschwüle ist ein bedeutungsvolles Bild der Gegenwart, alles liegt in banger Erwartung, daß man fast den leisen Schritt der Zeit hört.“

Den romantischen Naturen gegenüber stehen die Philister, die in Fortunats Freund Walter einen besonders liebenswerten Vertreter gefunden haben. In ruhiger, klarer Selbsterkenntnis schreibt er einmal über sich: „Ich lerne mich bescheiden und beschränken und mir ist wohl. Mein Beruf ist einfach und mir jederzeit klar, und glaube nur, es ist auch was wert, mit sich selber im reinen zu sein.“ So führt er an der Seite seines energischen und tüchtigen Frauchens Florentine in dem abseitigen Hohenstein ein behagliches, pflichttreues Leben.

Die Landschaften, in denen unser Roman spielt, sind anfangs das idyllische Hohenstein, dann eine Folge von Gebirgs- und Waldgegenden, durch die die Reise der Schauspielertruppe führt, ein romantisch geschautes Rom und endlich führt die Handlung in harmonischer Geschlossenheit wieder nach Hohenstein zurück. Die Naturschilderung Eichendorffs ist, wie überall in seinen Werken, mit lyrisch-musikalischen Mitteln erreicht. Eine genaue, ins Einzelne führende Darstellung der landschaftlichen Besonderheiten, wie sie Goethe, der Augenmensch, so sehr liebte, liegt Eichendorff vollständig fern. Seine Szenarien, seien es nun nächtliche Mondlandschaften oder Tagesanbrüche, sehen sich alle zum Verwechseln ähnlich. Der Dichter schildert nicht die Natur in ihrer Gegen-

ständigkeit, sondern den Eindruck, den ihr Anblick in der Menschenseele erweckt. Eine römische Landschaft etwa stellt Eichendorff folgendermaßen dar: „So fuhren wir in einer schönen Frühlingsnacht von Rom fort, die Brunnen rauschten auf den stillen Gassen, in unserem Garten schlugen die Nachtigallen, und als die Paläste und Kuppeln allmählich hinter uns im Mondglanz versanken, sah ich meinen Vater zum ersten Male weinen.“ Und solche romantische Darstellungen finden sich mit wenigen Abwandlungen immer wieder: nächtliche Schloßgärten mit Marmorstatuen, Springbrunnen und Buchenalleen und den Lieblingsblumen des Dichters, Päonien und Kaiserkronen, oder prächtige Gewitternächte mit zuckenden Blitzen oder endlich helle, sonnenüberglänzte Morgenlandschaften mit schimmernden Flußläufen und blauen Gebirgsketten am fernen Horizont.

Ebenso häufig finden wir die gleichen Vorgänge: Mädchen, die beim Erzählen einschlafen, das Belauschen von Schlafenden, Verwechslungen und Verkleidungen, nächtliche Ständchen, Übernachten im Walde und absichtlich herbeigeführte Verwirrungen. Ahnungen und Visionen spielen wie überall in der Romantik auch hier eine Rolle. Die Personen bewegen sich wie in einer unwirklichen Welt. Wendungen wie diese: „Durch die geschlossenen Jalousien aber glaubte er im Mondenscheine flüchtig zwei frische Augen funkeln zu sehen,“ oder „da vermeinte er plötzlich bei dem brennenden Streiflichte Juannas Gestalt zwischen den Bäumen zu erkennen“ sind bezeichnend für das unbestimmte Zwielficht, in das Eichendorff die Vorgänge zu kleiden liebt. Es wird viel „aus Herzensgrund“ geweint, aber der gläubige Optimismus überwiegt doch, „es müßte alles, alles wieder gut werden“.

„*Dichter und ihre Gesellen*“ wäre kein echt Eichendorffsches Werk, wenn es nicht ein unversiegbarer Strom von unvergeßlichen Melodien durchziehen würde. Die zahlreichen Lieder, die zu den Perlen Eichendorffscher Lyrik gehören, sind nicht wie Fremdkörper in den Prosatext eingebettet, sondern sie erscheinen als die selbstverständliche lyrische Steigerung einer musikalisch gesättigten Stimmungsschilderung. Hierher gehören: „*es schienen so golden die Sterne*“, „*Waldeinsamkeit*“, „*Wetterleuchten fern im Dunkeln*“ und viele andere.

Der Eindruck des Romans in einer vom politischen Lärm erfüllten Zeit konnte nicht stark sein. Erst eine spätere Generation, die an der allzu stark gewürzten „Zeitdichtung“ keinen Geschmack mehr fand, kehrte wieder zu der stillen Schönheit Eichendorffs wie überhaupt der Romantik zurück. Das Werk unseres Dichters ist so echt deutsch, so lebensbejahend und gefühlsinnig, daß es noch späteren Zeiten als eine unerschöpfliche Fundgrube reinster Poesie und tiefster Naturverbundenheit gelten wird.

## „Wie im Traum“

Zu Eichendorffs Novelle „Meerfahrt“

Von Wilhelm von Scholz

Der sich einer Novelle Eichendorffs willig überlassende Leser wird sich bald gefesselt, wie von Rosengerank umspinnen fühlen, wird, als würde er der Tageswelt entführt, plötzlich in eine andere Welt hineingezogen sein. Dabei wird er, wenn er sich Rechenschaft über ein ihn so bezauberndes Werk zu geben sucht, doch keine der Forderungen erfüllt sehen, die wir nicht ohne Grund gewöhnt sind, an eine Erzählung zu stellen. Weder eine klare Handlung, klare Geschehnisse, noch deutlich umrissene, gekennzeichnete Gestalten, noch eine mit dem Dasein, in das wir gestellt sind, verglichen, richtige und überzeugende Seelenschilderung ist diesen so unsterblichen Gebilden eigen: dem „*Taugenichts*“ oder den „*Glücksrittern*“ oder der „*Meerfahrt*“!

Ja noch mehr: wir entdecken, daß unsere Bewunderung und Bejahung der Eichendorffschen Novellen wächst, je mehr sie sich gerade von dem entfernen, was sonst die Schönheit, den Reiz, die Gültigkeit eines epischen Werkes ausmacht: je weniger folgerichtig, wirklichkeitsnah, greifbar sie sind; je mehr sie schweben, weltfremd, unwahrscheinlich, traumhaft und damit im Sinne der in sie hineingeborenen Ästhetik grundlos schön sind; je einheitlicher die Traumwelt, aus der sie hervorgingen, festgehalten oder wenigstens nicht durch Lichtstreifen des Erwachens gestört ist!

Es gab für mich eine Zeit, wo mir im „*Marmorbild*“, im „*Schloß Dürand*“, in der „*Entführung*“ noch viel zu viel von dem war, was etwa eine Meyersche, eine Kellersche Novelle schön macht, was aber die Eichendorffsche stört, weil da Eichendorff seiner Natur nach nicht Meister ist. Gleichzeitig aber wird in uns der Sinn, der sich der Musik und der Bildkraft der Eichendorffschen Träume überlassen möchte, immer wieder durch die in den Traum versprengten Stücke Wachens geweckt, gegen die Novelle undankbar gemacht und zu hier fremden Wirklichkeitsansprüchen gereizt.

Ehe ich mir das klar und deutlich sagen konnte, trug ich es lange in sicherer Empfindung und liebte unter Eichendorffs Werken die besonders, in denen der Traum tief und ungestört ist. Ich liebte den „*Taugenichts*“, sein klassisches Werk, in dem alles von Wirklichkeit überschwillt und doch, zerginge je der romantische Zauber, nicht das

mindeste Wirkliche übrig bliebe; ich liebte die beiden ersten Kapitel der „*Glücksritter*“, die ich unbedenklich für eins der allerschönsten Stücke deutscher Prosa erklärte, staunend, wie es der Dichter verstanden, durch eine lange bewegte Erzählung die romantische Traum-Wirklichkeit, von nichts äußerlich Greifbarem gestört, festzuhalten! und auch nicht gestört von dem, was in den weiteren Kapiteln der „*Glücksritter*“ meinen Genuß schmälerte: von einem Hineindenken poetischer Gedanken in den erst absichtslosen schönen Traum.

Vielleicht habe ich damals die „*Meerfahrt*“ noch nicht gekannt oder nicht beachtet. Heute ist dies Werk, an das der Dichter die letzte Hand nicht legte, mir trotz „*Taugenichts*“ und „*Glücksrittern*“ fast zur Höhe der Eichendorffschen Erzählungskunst geworden, so wenig ich vergesse, daß ihr der „*Taugenichts*“ in manchem überlegen bleibt. „Und so segelten die kühnen Gesellen wohlgenut in die unbekannte Ferne hinaus, aus der ihnen seltsame Abenteuer, zackiges Gebirge und stille blühende Inseln wie im Traume allmählich entgegendämmerten. Schon zwei Tage waren sie in derselben Richtung fortgesegelt, ohne ein Land zu erblicken, als sie unerwartet in den Zauberbann einer Windstille gerieten, die das Schiff fast eine Woche lang mit unsichtbarem Anker festhielt ... es war so klar, daß man bis auf den Grund sehen konnte; das Schiff hing in der Oede wie ein dunkler Raubvogel über den unbekanntem Abgründen.“ „*Wie im Traume*“ – das ist das Wort, das sich dem Leser immer wieder aufdrängt und das auch der Dichter oft und oft in seine Erzählungen hat hineinschreiben müssen. Gewiß steht damit die „*Meerfahrt*“ unter den Eichendorffschen Dichtungen nicht allein. Wie im Traume handeln und erleben auch die anderen Eichendorffschen Gestalten. Wie im Traume begegnen ihnen die Schicksale.

Aber hier in der „*Meerfahrt*“ ist das Traumhafte doch noch wesentlich gesteigert und gibt dieser Erzählung einen besonderen Platz unter Eichendorffs Prosadichtungen: sie spielt ganz im Inneren der Seele, darstellt und zeigt die Unendlichkeit, die unendlichen Räume und Zeiten des Seeleninnern. Das Schiff, das ins unbekannte Meer hinaussegelt, nach nie gesehenen Ländern, ruft am lebendigsten in uns das Gefühl und die Vorstellung wach, daß wir das Tagland verlassen, um von magischen Kräften und Strömungen ergriffen in die Wunder der Innenwelt hinzutreiben. Von einer Phantasie, die sich schaffend in die Vorstellung eines in den unendlichen Ozean hinausfahrenden Schiffes und seiner abenteuerlustigen Mannschaft versenkt, fallen alle Fesseln. In der grenzenlosen Spiegelung ist das Schiff mit seinen Menschen über der unendlichen durchsichtig-undurchsichtigen Tiefe, in der sich wieder eine Welt ewig unter der Spiegelfläche birgt. Hier wird die Phantasie aller Hemmungen frei und nimmt

[Abbildungen: Ein Abend bei Ludwig Tieck. Aus „*Der Bazar*“, Ausgabe vom 8.11.1866  
Eichendorffstein in Hohenbirken, Ostoberschlesien]

Bilder der Außenwelt nicht anders in ihr Gespinnst mit hinein, als wie es der Traum tut. Ins Seeleninnere geht der Weg.

Das Italien, in das der Taugenichts wandert, mag phantastisch, romantisch verwandelt, romantisch verschönt sein, es liegt doch irgendwo auf der Landkarte; schon mit dem Wort ziehen sich bestimmte Wirklichkeitsfäden in das Dichtungsgewebe mit hinein. Die Inseln aber, die die kühnen Seefahrer der Seele finden, läßt der Dichter recht eigentlich aus den Wellen erst emportauchen.

Der spanische Kapitän hat, als die Schiffahrer zuerst Land entdecken, die Seekarte auf den Knien. Aber an der Stelle, wo sie sich befinden, ist nur Meer auf der Karte. Da ruft er dem mitreisenden Studenten, der im Mastkorb ausspäht, zu: „Schaff mir einen schwarzen Punkt auf die Karte hier!“ Der ruft herab: „Ein blauer Berg taucht auf!“ Hier entsteht in dem Weltmeergeist des Dichters die erste Insel.

Nur aus dem Geiste des Dichters geht alles, geht die Natur, gehen die Begebenheiten und Abenteuer hervor. Mit der Kraft eines reinen, starken und sicheren Vorstellens wird die Erzählung in wunderbarem Dämmer gehalten, in dem die Dinge verfließen oder sich zusammenballen; in dem die Schicksale in jedem Augenblick eine andere Vergangenheit haben können; in welchem aber kein Gesetz der Wirklichkeit gelten darf, sondern nur das des innersten Gefühls und Vorstellungsspiels.

Das ist die Welt in Eichendorffs „Meerfahrt“; eine Welt so farbig, so schön, so voller Sehnsucht, daß die Seele in ihr verzaubert wird und das, was wir Wirklichkeit nennen, vergißt. Wie im Traum.

## Venus und Madonna Eichendorff und Eminescu

Von Maria J. von Minckwitz

Ebenso zart und innig wie Eichendorff das Gemüt des zartbesaiteten Lesers rührt, ebenso tief und nachhaltig schürft er auch allenthalben nach echten Goldadern gottbegnadeten Menschentums.

Die so leicht beschwingte graziöse Gestalt seiner Muse ist öfters von lichter Symbolik verschleiert, und niemals wird der hauchfeine Schmelz unserer Seelenflügel vom Dichter mit rauhem Griff zerstört.

Maßvoll gedämpft wirkt die Stoffbehandlung in der rätselvollen Novelle: *das Marmorbild*; hier ist das rastlose Farbenspiel glitzernder Lebenswellen bis zu den fast unmerklichen Schattierungen mit kundiger Meisterhand festgehalten. Mit unnachahmlicher Vornehmheit bleibt alles Anstößige ausgeschaltet, sodaß der sinnschwere Ernst des geprüften Problems sich hinter einer reizvollen Hülle keusch dem profanen Blicke entzieht. Der Bericht weist wenig Ereignisvolles auf, ist dagegen mit bunten Stimmungsbildern fast überreich ausgestattet. Erst allmählich wird der Leser sich bewußt, um was für eine entscheidungsvolle Seelenkrise im Jünglingsalter sich der Faden der Erzählung spinnt.

Die italienische Staffage, das ganz fremdländische Gepräge der Außenwelt wirkt zunächst so ablenkend, daß der dunkle Abgrund verwerflicher Sinnenlust kaum in seiner vollen Tiefe am wetterleuchtenden Horizonte auftaucht. Dabei verfolgt der Dichter sein ethisches Ziel mit zähester Hartnäckigkeit. Zugleich entrollt sich wohl auch ein Blättlein Eigenleben in durchsichtigstem Umriss. Florio, der Held der Novelle, ein junger Edelmann in der Frische der Lebensblüte, dazu von leidenschaftlich feurigem Temperament, gleitet durch die Zufälligkeiten von Ereignissen und den ungebändigten Hang zu phantastischer Schwärmerei hart an den Rand verführerischen Sinnentaumels. Den Ahnungslosen, den völlig Unerfahrenen umfängt plötzlich eine Art von Venusberg. Teufliches Blendwerk entrückt ihn vorübergehend dem heilsamen Einflusse einer aufkeimenden wahrhaften Liebe. Was allein bewahrt den Jüngling vor dem leidvollen Geschehe des Tannhäusers? Einzig sein frommes, echt gläubiges Gemüt: Da sagte er

leise aus tiefstem Grunde der Seele: „Herr Gott, laß mich nicht verloren gehen in der Welt.“

Der arge Seelenzwiespalt zieht ihn ratlos zwischen zwei starken Magneten hin und her: Venus und Madonna! Die urgeborene sinnliche Lockung der heidnischen Liebesgöttin steigt ja noch allezeit – gleichsam aus dem Meeresgrunde versunkener Welten – zur Betörung in das schwankende Menschenherz und rüttelt mit unheimlichem Zauberspuk an den edlen Wurzeln christlicher Tugend. Propheten rechts, Propheten links, der fromme Sänger Fortunato, der finstere grauerweckende Ritter Donato verkörpern sinnbildlich die im Widerstreite liegenden Elemente von Gut und Böse in Florios Stunden der Anfechtung. Doch Venus unterliegt in dem ungleichen Kampfe mit dem überirdischen Gnadenbilde:

Denn über Land und Wogen  
Erscheint so still und mild,  
Hoch auf dem Regenbogen  
Ein ander Frauenbild.

Ein Kindlein in den Armen  
Die Wunderbare hält,  
Und himmlisches Erbarmen  
Durchdringt die ganze Welt...

Genau wie bei Florio verziehen sich auch an Eichendorffs weiterem Lebenshorizonte die gewitterschwülen Wolken der Leidenschaft. In des Dichters Seele wird es heller und heller. Am Schluß der Novelle zieht Florio, gelöst von dem Trübe umstrickenden Liebeswahns, hinaus in die sonnige Landschaft einer geruhigen Lebensweise. Getrost wie er betritt Eichendorff den bald hellen, bald trübereren Pfad wechselnder, stets veredelnder Lebensgeschicke.

Weniger harmonisch wirkt der Eindruck eines Dichterlebens, dessen Fäden nicht selten mit deutschem Dichtergeist verflochten sind. Rumäniens größter Lyriker, Mihail Eminescu, hat im Anschlusse an die deutschen Romantiker (insbesondere Eichendorff und Lenau) seinem Volke manches Krystallhelle Lied zu Feier von Wald und See geschenkt. Er fühlt sich mit diesen deutschen Vorbildern in seinen glücklicheren Zeiten verwandt, aber das „*Marmorbild*“ hat keinen Gleichklang in seiner später gramzerrissenen Seele geweckt. Die glutvollen Strophen, die er „*Venere si Madona*“ betitelt hat, verdanken sicherlich Eichendorff die erste Anregung; das „*Marmorbild*“ hat einen Widerhall in ihm geweckt, aber das von ihm übernommene Thema zeigt nur in den Eingangsstrophen einen gewissen Gleichklang: die glühende Phantasie der beiden Dichter hat in weitfliegenden Träumen das Urbild vollkommener Schönheit erschaut. Für Eichendorff erwacht im Mondschein das marmorne Venusbild zu warmem Leben: „Je länger er hinsah, je mehr schien es ihm, als schlüge es die seelenvollen

Augen langsam auf, als wollten sich die Lippen bewegen zum Gruße, als blühe Leben wie ein lieblicher Gesang erwärmend durch die schönen Glieder herauf. Er hielt die Augen lange geschlossen vor Blendung, Wehmut und Entzücken.“ Eminescu drückt die Sehnsucht nach der höchsten Schönheit mit orientalischer Inbrunst aus:

<sup>1</sup>Ideal perdut in noaptea unei lumi ce nu mai este,  
Lume ce gaudea in basme si vorbea in poezii,  
O ! te vĕd, te-aud, te cuget, tĕnĕră, si dulce veste  
Dintr'un cer cu alte stele, cu-alte raiuri, cu alti zei ....

Auch seine Venus erwacht zum Leben.<sup>2</sup> *Mar mură caldă, ochiu de piatră ce scântee ...*  
Von ihr aber schweift sein Gedanke zu Raphael, der die überirdische hehre Schönheit der Madonna unvergleichlich in jungfräulicher Reinheit auf die Leinwand gezaubert hat: „mit der Sternenkronen, inmitten von Engelscharen schwebend.“ Aber mit dieser heraufbeschworenen Vision trennt sich Eminescu bereits von Eichendorff. An der „*Madonna mit dem Kindlein*“ gleitet der Rumäne achtlos vorüber unter dem Banne des Schönheitsrausches. Fast brutal verfällt er alsbald in den Ton rein persönlichen Erlebnisses. Bitterste Enttäuschung erfüllt den aus allen Himmelsträumen gestürzten Idealisten. Seine von niedrigem Erdengetriebe totwunde Seele findet den Weg zur Heilung nicht mehr. Frauenschönheit führt ihn nicht aufwärts mit höherem Ansporn. Für das Mutterglück in höchster Verklärung ist das Auge des buhlenden Schwärmers zu trübe geworden. Venus feiert restlos ihren cynischen Triumph über den rettungslos Verlorenen. Noch jung an Jahren versinkt der schon erblich Belastete in das unheilbare Duster geistiger Erkrankung. – Eminescu hat die richtige, rechtzeitige Wahl zwischen irdischer und himmlischer Liebe verfehlt, er hat die reine Lösung der Selbstbestimmung – die im sittenlosen Orient schwieriger wird – selber vereitelt. Eichendorff hat den einzigen Weg zur Befreiung von sündiger Liebesbrunst mit klarem Blicke gefunden: die Liebe des irdischen Mannes, des irdischen Weibes muß der göttlichen Verklärung durch das heilige Sakrament der Ehe teilhaftig werden, wenn nicht, verdient sie nicht Liebe genannt zu werden.

---

<sup>1</sup> Die wörtliche Übersetzung lautet:  
Ideal, verloren in der Nacht einer Welt, die nicht mehr ist,  
Eine Welt, die in Märchen dachte und in Dichtung sprach,  
Oh! Ich sehe, dich, höre, dich, denke dich, süße zarte Kunde,  
In einem Himmel mit anderen Sternen, anderen Strahlen, anderen Göttern...

<sup>2</sup> warmer Marmor, Augen von Stein, die erglänzen.

Für Florio raschelte im Schlosse der Sünde symbolisch „eine Schlange zischend hervor und stürzte mit dem grünlich-goldenen Schweife sich ringelnd in den Abgrund hinunter.“ Er kommt zur Besinnung, ist schon gerettet!  
Eminescu entbehrt den rechten Lebenssinn. Er versinkt wehrlos in die Tiefe der Vernichtung mit der „Lamia“.<sup>3</sup>

---

<sup>3</sup> Lamien sind nach der Sage der Alten schöne gespenstische Frauen, welche Jünglinge an sich locken, um ihnen das Blut – wie Vampyre – auszusaugen. – In des englischen Romantikers Keats gleichnamiger Dichtung verwandelt sich die Lamia zuletzt in eine Schlange.

## Eichendorff

Von Richard von Kralik

Eichendorff! In diesem Namen  
Hat ein Dichter reckenhaft  
Ausgestreut den edlen Samen  
Einer neuen Künstlerschaft,  
Einer Kunst, bereit, das Leben  
Wieder schaffend aufzubauen  
Neue Zauber ihm zu geben  
Und erhöhtes Selbstvertraun.  
Diese Kunst kann Völker wieder  
Treu verbinden einem Gott,  
Der uns Preis- und Jubellieder  
Eingibt sonder Hohn und Spott.  
Auferbaut in diesem Geiste,  
Sehn wir einen Eichenwald,  
Welchen segnend hold durchkreist  
Gottes heilige Gestalt.  
Waldhornschnall lockt uns so traulich  
Aus der dumpfen Stadt hinaus,

Wo so selig und beschaulich  
Steht manch heimlich Gotteshaus  
In des Dorfes schlichter Mitte,  
Wo noch Glaube herrscht und Zucht  
Wo noch gilt die keusche Sitte  
In des Glücks vertrauter Bucht.  
Wer da Reinigung und Heilung  
Aus der Zeit Verwirrung will,  
Finde sel'ge Trosterteilung  
In Dir, Hoher, ernst und still.  
Hier ist Weisheit, hier ist Wahrheit,  
Hier ist Segen, hier ist Glück,  
Hier ist unvermengte Klarheit,  
Hier des Himmelreichs ein Stück.  
Nicht als der Romantik Letzten  
Preisen wir Dich, hoher Geist,  
Nein, als den uns Vorgesetzten,  
Der uns neue Zeiten weist.

## Eichendorff und Mörike

### Ein Vergleich

Von Robert Hohlbaum

Es hat lange als Grundsatz der zünftigen Literaturgeschichte gegolten, daß hinter Goethe, dem König der Lyrik, Heine als Kronprinz rangiere. Die leicht einprägsame Eigenart, die sich gar bald zur Maniertheit schärfte, der ungeheuere Einfluß, den er auf die nach ihm kommenden Generationen ausübte, die Leichtigkeit ihn nachzuahmen, in seiner Weise ließ sich zwar nicht immer lieblich aber recht mühelos dichten, die Ironie des Stückes Satiriker in ihm – vor dem sonderbarer Weise alles mehr Angst und Ehrfurcht hegt als vor der reinsten Kunst, die Bestrebungen, Nestroy gegen Grillparzer auszuspielen, sind dadurch zu erklären – seine liberale Gesinnung, die schon allein in dieser Zeit als Zeichen des Genies gewertet wurde, während man in dem Konservativen stets den geistig Minderwertigen witterte, das alles hat den Komplex Heine ins Hirn der Deutschen verankert, und so ist es gekommen, daß bis vor kurzem der Deutsche, der – oft bis zur Spießbürgerrei – auf „Moral“ Wert legte, der über den gewaltigen Bürger den Stab brach und E. T. A. Hoffmann als Phantasten abtat, Heines Unmoral gegenüber von einer schwachen Duldsamkeit war, die wir Heutigen nicht mehr begreifen.

Langsam ist man daran geschritten, den schnoddrigen volksfremden Weltmann an den richtigen Platz zu stellen, und hat nach Dichtern Ausschau gehalten, die dem Volkhaften und der Natur verbundener waren als eben beliebten politischen Strömungen. Der Protestant Mörike, Stifter von Tübingen, Pfarrer von Urach und Kleversulzbach, und der katholische Freiherr und Freund eines geistlichen Fürsten Eichendorff erscheinen uns heute neben Hölderlin als die Würdigsten nach Goethe, in ihrem Künstler- und Menschentum.

Rudolf Krauß erzählt in seiner Mörikebiographie eine reizende Kindergeschichte. Irgend ein unseliger Literarhistoriker – ich glaube, es war der brave Julian Schmidt – hatte Mörike als Auchdichter und Talent zweiten Ranges mit ein paar Zeilen abgetan. Der las die Stelle seiner kleinen Tochter vor, die nachdenklich wurde und zuerst den Vorschlag machte, die dummen Worte auszuradiieren. Nachdem ihr der Vater begreiflich gemacht hatte, das sei nicht möglich, da man es aus mehreren tausend Exemplaren nicht entfernen könnte, fragte sie entrüstet: Und so was erlaubt die Polizei?

dann aber tröstete sie sich und den Vater: Der liebe Gott weiß schon, daß das nicht wahr ist!

Erschüttert stehen wir heute vor der naiven Schergabe des Kindes, das wie Jesus im Tempel über alle Spitzfindigkeit der Schriftgelehrten den Sieg behauptet. Auch wir fänden es ganz in der Ordnung, wenn damals die Polizei, die so viel minderwertige Dinge mit Ernst behandelte, eingegriffen hätte, und der liebe Gott hat ja wirklich gewußt, daß das nicht wahr ist und hat es später gescheiterten Leuten als dem Herrn Julian Schmidt sehr energisch mitgeteilt. Der scheue Pfarrer, dem es nach seiner eigenen Mitteilung eine Überwindung kostete, einen anderen Rock anzuziehen, war freilich keine Figur, die dieser äußerlichen auf den Schein versessenen Epoche aufgeblasenen Bürgertums großen Respekt einflößen konnte. Aber dann entdeckte eine übersättigte Zeit ihre Vorliebe für das Primitive, Bodenständige, für den Erd- und Blumenduft, den sie dem Heineschen Salonparfum vorzog und also zu einer gerechteren Würdigung des Reinen, Echten bis in die tiefste Seele Wahren gelangte. Ein äußeres – oder scheinbar äußeres – Moment kam hinzu. Ein „germanischer Göttersohn“, wie ihn Liliencron in seinem seltsamen Gedicht nennt, Hugo Wolf, entdeckte mit der Kraft einer unaussprechlichen Liebe für sich noch einmal den genialen Dichter, und seine Musik verhalf diesem zu einer Volkstümlichkeit, die heute kaum mehr abzuschätzen ist. Es scheint, man hat offiziell bis auf weiteres den Platz neben Goethe mit Mörike besetzt.

So ist, bei aller Ehrung des Schwaben, heute schon der Augenblick gegeben, eine Lanze für den schlesischen Freiherrn zu brechen. Die Deutschen sind ein Volk von Schulmeistern und Schülern. Der Primus und Secundus, oder wie das in Österreich hieß, der erste und zweite Vorzugsschüler, steht ihnen von frühester Jugend an als Reihungsgrundsatz vor Augen, ihr Ordnungssinn klammert sich daran und bannt auf diese primitive Art Fragen, die ihnen sonst ihr ganzes Leben lang Kopfschmerzen verursachen würden. Auf allgemein dichterischem Felde ist Goethe erster, Schiller zweiter, und so geht das weiter, obwohl Goethe selbst seinen Zeitgenossen schon geraten hatte, sich zu freuen, daß sie zwei solche Kerle hätten. Dasselbe Rezept könnte ja auch bei Mörike und Eichendorff angewendet werden, die beiden Vornehmen, denen niederer Neid völlig ferne lag, hätten einander gewiß nicht bekämpft.

Was man für Mörike seit neuestem ins Treffen führt, ist, so seltsam es klingen mag, seine größere Modernität. Das ist auch ein deutsches Schlagwort, das schon einiges Unheil und manche Begriffsverwirrung auf dem Gewissen hat. Das Moderne von heute ist bereits das Verstaubte von morgen. Vielleicht kommt noch einmal die Zeit, da man nicht mehr die freien Rhythmen, sondern wieder den strengen Strophenbau als letzten Schrei empfinden wird. Heute betrachtet man Mörike als eine Art Befreier, der das Seinige dazu getan hat, die Sprache von Fesseln zu lösen. Die

Deutschen sind so lange Knechte gewesen, daß sie alles, was nach Erlösung von Zwang und Ketten schmeckt, verehren, und sei es auch nur Befreiung von Stanze oder Sonett. Und so ergibt sich das Bild, daß Mörike, der den Zeitgenossen wohl eher als rückständig gegolten hat, heute als geehrter Rebell gegen den Freiherrn ausgespielt wird, der sich vom Regelzwang der Strophe nicht freimachen konnte. Aber auch dieses ist nicht das Hauptargument. Wolf hat, ohne es bewußt zu wollen, den pathologischen, den psychoanalytischen Mörike entdeckt. Gewiß ist es richtig, daß, wie Decsey in seiner Wolf-Biographie ausführt – in der Musik der Peregrinalieder jene erotische Hochspannung wittert, die aus den schlichten Worten des Gedichtes selbst dem Feinhörigsten nicht offenbar wird. Aber eben deshalb müssen wir uns fragen: Wenn erst der Musiker diese Kompliziertheiten ausdrückte, warum sollen wir sie dem Dichter zu Gute oder zur Last schreiben?

Betrachten wir die Sache vom rein menschlichen Standpunkte aus, so erkennen wir allerdings zweifellos, daß Mörike ein spätreifer, gehemmter Mensch war. Als Universitätshörer vergnügt er sich im Verein mit Kommilitonen noch am Pferdchenspiel, er ist ewig unzufrieden, unglücklich, seine Ehe zerbricht, er lebt in der Stickluft des Kleinbürgertums und hat nur für wenige gesegnete Augenblicke die Kraft, sich durch ein ewiges Lied daraus zu befreien. Der schlesische Freiherr, in der Weite eines ganz respektablen Grundbesitzes aufgewachsen, der Hallenser Landsmannschafter im roten Samtflaus, der adelige Student in Wien, der in den ersten Teezirkeln der Hauptstadt verkehrt, der so gut wie Körner im Augenblick, da das Vaterland ruft, ohne zu überlegen, aus der Tradition seiner Ahnen heraus den selbstverständlichen Schritt tut, der Lützower Jäger und spätere Offizier, in dem das Ehrgefühl über die Religiosität triumphiert und ihn selbstverständlich zur Waffe greifen läßt, um Schimpf mit Blut zu waschen, der hohe preußische Beamte, in dem alles so wunderbar geordnet ist, Beruf, Dichtertum, Ehe, Heimatliebe und Verstehen der Fremde, der sichere Romantiker des Lebens, dessen Romantik aber nie in verschwommenen Linien, sondern immer in fester Gestalt sich zeigt, der bietet ein viel klareres Bild als der kleine Dorfpfarrer, und man versteht es schon, daß in erhöhten Augenblicken, da sie beide ihre ihnen beschiedene Ewigkeit empfanden, die Ruhelosigkeit des einen in freien ungehemmten Rhythmen sich doppelt ausleben mußte, während der andere dem milden Zwang des oft wiederholten Strophenbaus sich ebenso willig fügte, wie er sich dem Gesetz des Militärs oder des Ehrenkodex seiner Kaste gefügt hatte, die ihm mehr war als Kaste, die ihm Tradition und weiten Blick in die Jahrhunderte bedeutete. So wie er, der katholische Laie, gläubig war im Sinne der Ahnen, die das Kreuz auf sich nahmen, wie er den Degen des schwarzen Freikorps sich umgürtete, indes der protestantische Pfarrer eigentlich mit seinem Glauben im strengen Sinne nicht viel gemein hatte, sondern nur einen gütigen Gott in Blume, Baum, Tal und Strom ahnend erkannte als zarten dämmerhaften Trost.

Beide sind sie der Natur verbunden, wie vielleicht kein Dichter vor ihnen, selbst Goethe nicht. Alle Kunst wird ihnen letzten Endes vom Boden beschert, wie eine Frucht, über allen ihren Liedern spannt sich der Himmel der Heimat. Aber auch hier, welch ein Unterschied der Charaktere und Persönlichkeiten! Der vom Leben gequälte Schwabe stürzt sich an den Busen der rettenden Natur mit einer nervösen Hingabe, er geht in ihr auf, sie singt aus ihm in ihrer südlichen Fülle, der schlesische Freiherr weiß einer weit karger Landschaft mit der Kraft suchender Liebe die feinsten Reize überlegen abzulauschen, er bleibt auch der Natur gegenüber immer er selbst, er verliert sich nicht an sie, immer gestaltet er sie durch die Kraft seines menschlichen Adels.

Man hat Eichendorff oft seine Wiederholungen, seine immer wiederkehrenden Worte und Begriffe vorgeworfen. Gewiß, die Worte Nacht, Mond, Wald, Hügel, immer wieder tönen sie auf im sicher geordneten Wortschatz des auch sprachlich an Regel und Tradition gebundenen Grandseigneurs. Aber, wie klingen, wie leben diese Worte, wie sind sie durch die Macht der Jahrhunderte gestählt, erfüllt vom Atem der Ahnen! Und während der Heimatbegriff bei Mörike trotz aller Fülle und Buntheit die partikularistische Enge des deutschen Bürgers aufweist, während er schon im Nachbarlande Heimweh empfindet, weil die Vergißmeinnicht nicht so „wie dort“ sind, streicht der reife Eichendorff in schönem großem Entschluß in seinem Heimwehgedicht das als zu eng empfundene Wort „Heimat“ und ersetzt es durch „Deutschland“. Der Horizont weitet sich zum Umkreis des großen geistigen Vaterlandes, aus dem Wehruf des Heimwehs wird starkes tätiges Liebesbekenntnis.

Es wird uns heute bereits schwer, die Lieder Mörikes auf ihren Eigenwert hin zu prüfen, wir kommen von dem Wolfschen Melos nicht los, es ist ein einziges Kunstwerk, fast ein einziger Schöpfer geworden. Auch Eichendorff ist hundertfach in Töne gesetzt, nicht zuletzt von Wolf. Aber Eichendorffs Gedichte bestehen allein, nirgend überwiegt die Musik, immer lebt das Wort auch selbständig, ohne das nachbarliche Genie. Das mag in nichts Künstlerischem mehr begründet sein, sondern schon im Menschentum. Der hilfesuchende nervöse Bürger bedurfte des genialen Neuschöpfers, um seine letzten Geheimnisse zu offenbaren, in dieser fast weiblich-rührenden Anschmiegsamkeit liegt vielleicht sein feinsten Reiz, der männliche Adelige, der starke Mensch wirkt durch das Wort allein, das, etwa in der über alle Begriffe herrlichen „Mondnacht“, so viel eigene Musik in sich birgt, daß selbst ein Schumann nur als Erwecker und Nachempfänger, nicht als Neuschöpfer erscheint.

Das alles sei gesagt, nicht um Mörike herabzusetzen, sondern um Eichendorff seinen Sonderplatz in einem recht überflüssigen Konkurrenzkampf, wie er nun einmal die Leidenschaft der Deutschen ist, durch dieses bescheidene Bekenntnis sichern zu helfen.

## Eichendorff, Mörike, Storm

### Eine literargeschichtliche Untersuchung

Von Georg Langer

Drei deutsche Dichter von Namen und Klang, besondere Lieblinge der lyrischen Muse, groß geworden am Zauber der Romantik und bis an ihr Lebensende ohne jedes Schwanken von ihr umhegt und in manch schwerem Leide getröstet, Schöpfer von Gedichtwerken, die in Ausmaß und Wirkung, in Volkstümlichkeit und Bleibendheit fast dieselbe hohe Stufe einnahmen und noch heute einnehmen, Meister auch in der durch ihr Genie erst zur Blüte gebrachten lyrischen Novelle und wegen je eines solchen Werkes gerade am meisten bekannt geworden: Eichendorff „*Aus dem Leben eines Taugenichts*“, Mörike „*Mozart auf der Reise nach Prag*“, Storm „*Immensee*“, alle drei fast gleich hochgeehrt und geliebt im deutschen Volke, noch heute gelesen, gesprochen und gesungen durch alle Räume, in denen man Dichtern lauscht – da lohnt es sich wohl, einmal den Gründen dieser Einheit und Gleichheit nachzugehen und ihren Sinn und ihre Bedeutung an der Hand ihrer Beziehungen zu einander zu erforschen. Eigenartig, daß sie auch noch ungefähr gleich alt geworden sind, daß sie gleichzeitig vierzig Jahre und auseinandergerechnet genau hundert Jahre auf deutschem Boden gelebt haben, all dies Zusammentreffen um so wunderbarer, als sie durchaus verschiedene Naturen waren, als ihre Weltanschauungen weit auseinander lagen, sie in den denkbar verschiedensten Verhältnissen lebten und die Orte sehr weit von einander getrennt waren, in denen ihre lyrischen Kräfte wurzelten. Lubowitz in Oberschlesien, Kleversulzbach in Schwaben und Husum in Schleswig, ein gewaltiges, fast ganz Deutschland in sich schließendes Dreieck und dennoch wie ein Triangel, das mit stählernem Stabe geschlagen, denselben reinen, vollen und hellen Klang gibt.

Selbstverständlich sind alle drei nicht unberührt von dem Lyriker Goethe. Sie haben es zum Teil ausdrücklich bekannt. Freilich, was Eichendorff betrifft, läßt sich, wie ausführlich er auch zur Goethe'schen Dramatik und Epik Stellung genommen hat, bei ihm, dem Lyriker, eine eigentliche Charakteristik der Goethe'schen Lyrik vermissen. Wir wissen nur aus einzelnen Bemerkungen Eichendorffs, wie hoch er Goethe als Lyriker stellt und, wie er insbesondere seine Volkstümlichkeit und die wunderbare Tiefe des Naturgefühls in seinen Jugendgedichten preist. Mit fast den gleichen Ausdrücken spricht sich Storm in seiner „*Vorrede zu den deutschen Liebesliedern seit J. Ch. Gün-*

ther“ über Goethe aus. Storm stellt vielleicht grundsätzlich von allen drei die höchsten Anforderungen an die lyrische Dichtkunst, ist er doch überzeugt, daß es nur etwa ein Dutzend vollkommener deutscher lyrischer Gedichte gäbe. Denn, sagt er in der „Vorrede zu dem Hausbuch aus deutschen Dichtern seit Claudius“, es ist die Kunst, „zu sagen, was ich leide“, nur wenigen und selbst den Meistern nur in seltenen Augenblicken gegeben. Und wenn er selbst Gedichte in größerer Zahl herausgegeben hat, so wollen wir doch anerkennen, daß er gesiebt und gesichtet hat wie kaum ein anderer und daß er schließlich auch zugibt, der Dichter allein könne garnicht entscheiden, welches seiner Gedichte den Preis des wahren Kunstwerkes verdiene. Zu denken ist jedenfalls Storm so wenig ohne Goethe wie Eichendorff und Mörike. Letzteren betreffend, so finde ich bei ihm, der im Katharinenstift zu Stuttgart der weiblichen Jugend so schöne Literaturvorträge gehalten hat, keine Zeile über die Goethe'sche Lyrik. Dennoch hört man auch bei ihm Goethe durch, den er an Ursprünglichkeit und Naivität, Volkstümlichkeit, Innigkeit und Sinnigkeit noch übertrifft, ist er doch mit Recht von Kurz ein Poetenmillionär genannt worden, der über alle Münzsorten verfüge, die kupfernen ausgenommen.

Sehen wir so alle drei Dichter in gewisser Abhängigkeit von Goethe, so wäre es dennoch voreilig, darin den Grund für Einheit und Gleichheit ihrer lyrischen Gesamtleistung zu sehen. Stellen wir uns nur noch einmal ihre Verschiedenheiten genauer vor. Da war Eichendorff der Edelmann und betont fromme Katholik, der Preuße und Österreicher in einer Person, in adeligem Landleben und überhaupt mit weitem Gesichtskreis aufgewachsen, zuletzt Verwaltungsbeamter an hoher Stelle in Berlin, Mörike der evangelische Theologe und Schulmann, der kränkliche Pfarrer von Kleversulzbach, kleinbürgerlich gemütlich und kärglich dahinlebend, niemals aus seinem Ländle herauskommend, unglücklicher Ehemann einer strengen Katholikin, und endlich Storm, der Freigeist, „der nordgermanische Heide“, wie ihn Thomas Mann nennt, der in politische Wirren verwickelte, landflüchtige und in dem ihm nicht angenehmen Preußen herumgeworfene, endlich in das geliebte Husum heimgekehrte und wohlhabend und fest alsdann auf der vom Nordmeer umrauschten Scholle sitzenden Mann. Es mußten also noch andere Umstände bestimmend einwirken, um diese Dichter in ihrem Werk gewissermaßen auf einen Nenner zu bringen. Man könnte sie in persönlichen Berührungen finden, denn sie sind zusammengekommen, wenn auch nicht jeder mit jedem. Eichendorff ist einmal mit Storm und dieser mit Mörike persönlich zusammengetroffen. Beide Zusammenkünfte fallen merkwürdigerweise fast in dieselbe Zeit. Storm trifft Eichendorff Anfang 1854 bei einem Mittagessen im Hause des Kunsthistorikers Franz Kugler. Über diese Begegnung berichtet er nach seiner Flucht aus Schleswig, damals preußischer Assessor in Potsdam, in einem an seinen Vater gerichteten Briefe vom 24. Februar 1854 nach Aufzählung der wichtigsten Lebensdaten Eichendorffs Fol-

gendes: „Es ist ein Mann von mildem, liebenswürdigem Wesen, viel zu innerlich, um, was man gewöhnlich vornehm nennt, an sich zu haben. In seinen stillen blauen Augen liegt noch die ganze Romantik seiner wunderbaren poetischen Welt. Er ist übrigens schon ganz weiß. Das Portrait vor seinen Werken ist nur in den Gesichtsformen ähnlich; der Ausdruck des Gesichtes, namentlich der Augen, ist vollständig entgegengesetzt. Es war mir ein eigenes Gefühl, einen Mann persönlich zu sehen und zu sprechen, mit dessen Werken ich seit 18 Jahren im intimsten Verkehr gestanden, und der neben Heine schon in meiner Jugend den größten Einfluß auf mich gehabt hat. Ich sagte ihm das auch und er war sehr herzlich und lieb. Fontane brach in die Worte aus: ‚Es ist doch etwas Famoses um einen alten Poeten, wenn er ein Echter ist.‘“

Was nun dieses Hingezogenfühlen zu Eichendorff betrifft, so haben wir noch aus sehr viel späterer Zeit ein offenes Zeugnis Storms in einem Briefe an Fontane vom 26. Mai 1868. Da schreibt er: „Was übrigens den lyrischen Bedarf angeht, so muß ich bei Eichendorff zu Gaste gehen:

„Was sprichst Du wirr wie in Träumen  
Zu mir, phantastische Nacht?  
Es funkeln auf mich alle Sterne  
Mit glühendem Liebesblick,  
Es redet trunken die Ferne  
Wie von künftigem, großem Glück.“

Das hätte ich vor Zeiten schreiben müssen, wenn – ich's hätte schreiben können. Darum also! In eine solche Abgrundtiefe reicht Goethe niemals hinab, eine solche Verschmelzung von Anschauung und Empfindung, ein solches Ausprägen eines schönen, mächtigen und für den gewöhnlichen Menschen in Worten garnicht auszusprechenden Stimmung; ich wüßte nicht, was darüber ginge.“ Zur Zeit der persönlichen Begegnung zwischen Eichendorff und Storm hatte des letzteren Freundschaft mit Mörike bereits begonnen, denn sein erster noch von Husum an diesen geschriebener Brief datiert vom 20. November 1850. Storm hatte sich auch für Mörike recht begeistert und wohl angenommen, daß er mit Mörike, der ihm dem Stande nach näher war, leichter in einer von ihm offenbar sehr gewünschten, wenn nicht benötigten Dichterfreundschaft zusammenkommen würde. Noch mitten in dieser Freundschaft, eben in demselben Jahre 1854, setzt er Mörike mit Eichendorff in Vergleich und gibt jenem den Vorzug. In der „*Besprechung von M. A. Niendorfs Liedern der Liebe*“ finden sich darüber folgende Sätze: „Daß übrigens dem Dichter, namentlich dem Novellisten, auch eine selbsterfundene Situation mit solcher Lebhaftigkeit aufgehen könne, daß er dadurch zu einer vollkommen lyrischen Produktion im Charakter und der Stimmung seiner eigenen Gestalten veranlaßt wird, ist durch das hier Gesagte selbstverständlich nicht ausgeschlossen und von Mörike in seinem ‚*Malter Nolten*‘ durch das unergründlich schöne ‚*Früh, wenn die*

*Hähne krähen*<sup>7</sup> aufs vollkommenste dargetan, während die Eichendorff'schen Lieder, so tief sie immer sein mögen, doch nur aus einer und derselben Grundstimmung mit den Novellen, in denen sie vorkommen, nicht aber aus diesen selbst entsprungen sind.“ Darf man nun zwar annehmen, daß Storm sich hier auf die Eichendorff'schen Lieder, soweit sie in Novellen eingestreut sind, beschränken wollte, so bleibt auch in dieser Einschränkung noch sein Urteil, gegen die früheren gehalten, auffallend. Jedoch finden wir auch in seiner 1859 geschriebenen „*Vorrede zu den deutschen Liebesliedern seit J. Chr. Günther*“ eine solche Einschränkung seines Urteils über Eichendorff, die jedenfalls das eine dartut, daß er sich nicht, wie manche gemeint haben, von ihm abhängig fühlte. Er nennt diese Vorrede eine Kodifikation. Er wollte also eine Art Gesetzbuch der Lyrik überhaupt und der romantischen insbesondere schaffen. Zu allen bedeutenden Romantikern nimmt er Stellung sagt von Eichendorff: „In Eichendorffs improvisierten Liedern ist überdies die in dieser ganzen lieblichen Poesie der Verschollenheit herrschende Grundstimmung zu mächtig, um ein bestimmtes einzelnes Gefühl zur Geltung kommen zu lassen.“ Der Gedanke einer Kodifikation scheint mir von vornherein unglücklich. In dem Sinne, wie der Gesetzgeber seine Normen für den täglichen Lebensinhalt gibt, kann es für die Lyrik keine Gesetze geben, unter die die Werke der Dichter etwa nach Art juristischer Auslegungskunst zu rubrizieren wären. Bis auf einiges wenige entzieht sich die Dichtkunst und insonderheit die Lyrik der Regel. Die Lyrik ist in erster Linie Gefühl. Das ist auch Storms eigentliche Meinung. Da aber eben grade die Gefühle der Menschen der Regel spotten, so konnte auch Storm nicht allgemeingültig aussprechen, die Grundstimmung in den improvisierten Liedern Eichendorffs sei zu mächtig, um ein einzelnes bestimmtes Gefühl zur Geltung kommen zu lassen. Vielleicht ist es bei andern Menschen als bei ihm doch der Fall und außerdem wird man in Grundstimmung und Einzelgefühl kaum irgendwie konkretisierbare Gegensätze finden können. Man wird in solchen Ausführungen nur eigentlich das Bestreben Storms sehen, sich seine Selbständigkeit als Dichter zu erhalten. Daß ihm dies geglückt ist, soll gewiß nicht bestritten werden und wird auch dann noch zu gelten haben, wenn man die Anmerkung betrachtet, die er seinen Fiedelliedern voranschickte: „Die Anfänge dieser Lieder entstanden während meiner Studentenzeit unter dem Einflusse Eichendorff'scher Poesie. Eine äußere Veranlassung ließ mich nach fast einem Menschenalter den Ton noch einmal finden und so den vorliegenden Zyklus beenden.“

Storm, der nach jener Begegnung im Kugler'schen Hause wohl auch brieflich an Eichendorff herangetreten war und von diesem am 9.3.1854 ein sehr freundliches Antwortschreiben erhalten hatte, ist dann zwar noch einmal an Eichendorff herangetreten, als er von ihm ein selbstgeschriebenes Blatt für seiner Frau Konstanze Dichteralbum haben wollte. In einem Briefe vom Herbst 1854 berichtet er, daß Eichendorff ihm sein „*Möcht wissen, was sie schlagen*“ aus den „*Glücksrittern*“ gesandt habe.

Damit enden aber auch die persönlichen Beziehungen beider. Eichendorff war überdies von Berlin weggegangen und auch Storm hatte Potsdam verlassen. Im Jahre 1857 aber starb Eichendorff bereits. Ich habe, trotzdem Eichendorff den Dichter Storm gewiß freundlich beurteilte, nicht feststellen können, daß er in irgend einer Niederschrift zur Storm'schen Dichtung Stellung genommen hat. Auffallend ist immerhin, daß Storm, der in seinen Beziehungen zu Mörike, Gottfried Keller und Fontane durchaus die Initiative ergriffen hat, gerade sich nicht so sehr bemüht hat, mit Eichendorff in Briefwechsel zu kommen. Wenn man nicht ihren Altersunterschied ins Feld führen will, darf man wohl nur Gründe vermuten, die außerhalb der Sphäre der Dichtkunst liegen; Dinge natürlich, die auch bei Dichterfreundschaften, und hier für unsere Fragen, nicht unberücksichtigt bleiben dürfen, wie neben vielen andern Fällen auch der der Dichterfreundschaft Storm-Mörike zeigt.

Immer war in ihrem persönlichen Verkehr Mörike der faule Briefschreiber gewesen. Storm hatte es sich dennoch nie verdrießen lassen, den selbstgekürten Freund bei der Stange zu halten, ihn für seine Kunstbestrebungen wie für seine Familienangelegenheiten zu interessieren. Von sich aus machte er es 1855 möglich, Mörike nach Voranmeldung in seiner Klausur aufzusuchen, brachte dazu sogar noch seine Eltern mit. In aller Freundlichkeit und in bestem gegenseitigen Gedankenaustausch geht auch der Besuch von statten. Dennoch wird nachmals die Abkühlung auf Seiten Mörikes, obwohl er die Dichtkunst Storm zu schätzen weiß und die Nachbarschaft ihrer Genien auf dem Parnaß wohl erkennt, immer noch deutlicher. Schließlich sieht das auch Storm ein und schreibt im Jahre 1865 den letzten Brief an Mörike. Es heißt, daß sich Mörike gerade während des Besuches Storms bei ihm durch dessen norddeutsche Art abgestoßen gefühlt und eine Bemerkung über das Mundartliche seiner Vortragsweise übel genommen habe. Hartlaub, der Schwager Mörikes, hat dies nachmals deutlich ausgesprochen.

Trotzdem ist die Mörike-Freundschaft bei Storm nicht erloschen. Sie hat ihn noch in Träumen beschäftigt und ist von ihm sicherlich sehr ernst und treu gemeint gewesen, wie sich gerade in der Folge darin zeigt, daß er noch vieles zur Erhöhung des Andenkens an den 1875 verstorbenen Freund beitrug, daß er ferner nachmals einen neuen Briefwechsel mit Margarete, Mörikes unglücklicher Gattin, eröffnete, darin mit aller Wärme bis zum eigenen Ende die Beziehungen zu dem Genius Mörikes pflegte und daß er endlich in seine sämtlichen Werke noch die besonders liebevolle Betrachtung: „*Meine Erinnerungen an Eduard Mörike*“ aufnahm.

Aus alledem ist schon zu ersehen, daß, wie zwischen Mörike und Storm auch zwischen

Mörike und Eichendorff eine persönliche Beziehung nicht gut entstehen konnte. Beide waren nicht Naturen, die aus sich heraus auf den andern zukamen und Freundschaft suchten und pflegten, auch wenn sie sich nicht von selber ergab. Hätte sich von außen her ein Anstoß zu näherer Verbindung unter ihnen ergeben, so kann man sich gleichwohl nicht denken, daß der auf süddeutsche Art eingeschworene und im Verkehr mit Menschen schwerfällige Mörike sich Eichendorff gegenüber anders verhalten hätte als gegenüber Storm. Aus persönlichen Erlebnissen mit einem nahen Verwandten Mörikes, die leider der Öffentlichkeit noch nicht dargeboten werden können, habe ich sogar unmittelbaren Anhalt für diese Meinung.

Überblicken wir nun schließlich noch einmal diese, man möchte fast sagen, deutschesten drei Dichter der Romantik, so läßt sich das eine mit Sicherheit feststellen, daß sie eine Stütze an einander nicht brauchten. Ihre musischen Gaben waren groß genug, um ihre Werke aus Eigenem heraufzuholen. Wenn Storm zeitweise anderer Meinung gewesen sein mag, so sprechen nicht nur seine Werke zu seinen Gunsten gegen ihn, sondern auch die ihm aus seinem juristischen Berufe zufließende Kritiklust, mit der er, wie gegenüber Eichendorff in seinen späteren Äußerungen, in seinen Briefen auch Mörike gegenübertritt. Und daß endlich Eichendorff weder Mörikes noch Storms bedurft hat, läßt sich schon aus seinem Alter und aus der Zeit der Entstehung seiner lyrischen Werke folgern.

Stehen also die drei Dichter im wesentlichen als in sich selbst ruhend und bestimmt da, so ist weiter festzustellen, daß weltanschauliche, schicksalsmäßige und sonstige menschliche Verschiedenheiten der Dichter keineswegs die Eignung und Bestimmung für die Lyrik in ihren schönsten und erlesensten Früchten zu beeinträchtigen brauchen, wenn nur die wunderbare Tiefe des auf die Heimat bezogenen Naturgefühls und der Sinn für echte Volkstümlichkeit zu den sonstigen Gaben eines Dichters hinzutreten. Nur weil sie darin einig und gleich waren, konnten sie ihrem Volke ein etwa gleiches Dichtwerk schenken. Es kommt dabei auch garnicht auf die Art der Natur an, die für sie bestimmend ist. Niemand kann unsere oberschlesische Waldlandschaft mit den lieblichen Rebenhügeln Schwabens und der sturmumtosten, meerbedrohten herben Husumer Marschengegend in Vergleich setzen. Wie anders jede und wie deutsch doch alle! Und von den Volkheiten, aus denen die Dichter hervorgingen und in die sie wiederum, vom Genius ihrer Kunst getrieben, hineinhorchten, läßt sich dasselbe sagen. Ja, man sieht, daß auch gemischtes Volkstum, wie das oberschlesische, die Entstehung eines besten deutschen Lyrikers nicht hemmt, wenn nur eben das deutsche Volkstum das durchdringende und beherrschende ist. Und liegt auch dem Leben Storms das Dänentum räumlich

etwas ferner, als Eichendorff das Polentum, in sein Leben hat es gewaltig hineingespielt. Der deutsch-dänische Krieg 1848–50 brauste über ihn hin. Was Dänenherrschaft bedeutet, wußte er und hat es leidvoll erfahren, als er 1853 die geliebte Heimat verlassen mußte. Sein Deutschsein stählte sich noch an diesen bewegten Zeiten. Das zeigen seine wunder-vollen politischen Gedichte. Und auch Eichendorff wird sich durch das nahe Polentum in seinem Deutschsein haben erst recht bestärken lassen, wofür es eigentlich eines Zeugnis-ses garnicht erst bedarf.

Woher nun aber für sich betrachtet die Gaben des Naturgefühls und der Volkstümlichkeit selbst beim einzelnen Dichter kommen, wodurch sie verstärkt und genährt werden, um dann in drei so verschiedenen Menschen das oben geschilderte gleiche Ergebnis zu zeiti-gen, das wird, meine ich, durch keine Untersuchung, die die hier behandelten Punkte überschreitet, endgültig geklärt werden können. An dieser Stelle möchte ich mich darum gegen die Meinung Dyroffs (*Aurora* 1933 S. 51) wenden, der da meint, das Volkstümliche in Eichendorff auf seine Heidelberger Studentenzeit, auf die Verbindung mit Görres und den Heidelberger Romantikerkreis, auf die „*Teutschen Volksbücher*“ und „*Des Knaben Wun-derborn*“, im ganzen also ausschließlich auf westliche Einflüsse zurückführen zu können, ja der sogar glaubt, daß der Schlesier im allgemeinen viel zu sehr zu stolzer, erhabener, vornehmer Dichtung neige, um von Haus aus volkstümlich sein zu können. Dem kann man nicht beitreten. Es hat Dichtung beiderlei Art immer in Schlesien gegeben. Mundart-liche und sonst volkstümliche Dichtung hatte in Schlesien sogar manchmal so hohen Kurs, daß man von einem Zuviel mit gutem Grund reden konnte. Den Sinn für das Volkstümliche bringt der Schlesier zumeist schon ins Leben mit. Er kann sich in der Fremde wohl verstärken, kann in dichterischen und freundschaftlichen Erlebnissen neue Nahrung finden, wird sich aber dort nicht als ein Neues, bis dahin noch nicht Vorhande-nes begründen. Eichendorff hat diesen Sinn früher schon in Lubowitz in sich getragen. Er lag ihm im schlesischen Blute, wie er in der Landschaft liegt. Freilich ist damit auch noch nichts Rechtes gesagt. Besser Bescheid um solche Geheimnisse weiß wohl der Dichter, hier am besten der schlesische Dichter, wenn er an seinen Bruder im Parnaß denkt. So glaube ich Dyroff am besten mit den an Eichendorff gerichteten Versen Robert Hohl-baums erwidern zu können:

„Ich atme dich und knie vor deinem Lied,  
Wie du vor meiner Heimat Gott gekniet.“

## Eichendorff als Politiker

Von Karl d'Ester

Der Sänger des deutschen Waldes und der mondbeglänzten Zaubernacht hat sich, wie so mancher andere Romantiker, auch mit politischen Fragen beschäftigt. Schon seine Stellung als Beamter in einer staatlichen Behörde zwang ihn dazu. Er hat zwar kein geschlossenes politisches System hinterlassen, aber es wäre eine reizvolle Aufgabe, aus seinen lyrischen und epischen Dichtungen einmal sein Bild als Politiker zu zeichnen. Dazu fehlt aber hier der Raum, und so soll nur auf einige Grundgedanken der von ihm hinterlassenen, im eigentlichen Sinne politischen Schriften eingegangen werden. Eichendorff war ein Schüler von Josef Görres und ist in seinen politischen Ansichten stark von Adam Müller beeinflusst. Diese Abhängigkeit näher zu zeichnen, wäre Aufgabe einer besonderen Untersuchung.

Wie Josef von Görres, so will auch er in dem Staat einen Organismus erblicken. Der Staat ist nicht „ein irgend wann oder irgend wie geschlossener Vertrag mehrerer Menschen zur Sicherung des irdischen Eigentums. Er ist eine geistige Gemeinschaft zu einem möglichst vollkommenen Leben, zur Entwicklung der Geistes- und Gemütskräfte im Volk, welche ja eben allein Leben genannt werden kann, wenn wir daher überzeugt sind, daß die materiellen Staatskräfte nur insofern bedeutenden Wert haben, als sie die eigentliche Entfaltung jener Gottesblume beschirmen und erleichtern.“ Den letzten Zweck aller Staaten erblickt Eichendorff in der gemeinsamen Entwicklung der Geisteskraft, der Erhaltung des inneren Lebens. Auch die Tugenden, wie Wissenschaft und Vaterlandsliebe, können nicht durch Regierungsmaximen von außen angebildet, sondern nur als etwas aus Gottes Gnade sich überall geheimnisvoll selbst Erzeugendes erweckt und erzogen werden.

In den Kampf um eine neue Verfassung, der damals in der Presse, in Broschüren, Reden und Büchern geführt wurde, griff Eichendorff mit seiner politischen Abhandlung über preußische Verfassungsfragen ein. Er warnt nachdrücklich, die Konstitution irgend eines anderen Staates sklavisch nachzuahmen. Am wenigsten sei das in Deutschland möglich, wo „noch eine frische Eigentümlichkeit der verschiedenen Stämme sich lebendig erhalten hat.“ Aber auch, wenn eine Verfassung gefunden ist, die „den wechselseitigen

Interessen des Staates gerecht wird“, so muß noch eine Garantie für die Verfassung selbst gefunden werden. Denn nicht auf dem toten Buchstaben beruht die Kraft und Heiligkeit des Vertrages, sondern allein auf der Treue, auf dem Willen, ihn zu erfüllen. Wie in den Privatverhältnissen die Beziehungen der einzelnen Menschen untereinander der Richter, so steht in der Verfassung Gott allein über den Vertragsschließenden. Die Verfassung soll nicht bestimmt werden „durch das müßige Geschwätz des Tages, noch durch die Meinung irgend einer Kaste, sondern durch die innere Notwendigkeit als das Ergebnis der eigentümlichen nationalen Entwicklung.“ Der Name Verfassung darf nicht vom Verfasser abgeleitet werden, sondern muß daran erinnern, daß die Verfassung alle Elemente des Volkslebens umfassen und der physionomische Ausdruck der Individualität eines bestimmten Volkes sein soll. Die Garantie der Verfassung beruht nach Eichendorff „auf dem moralischen Volksgefühl, von ihrer inneren Notwendigkeit, das sich aber nur da findet und erzeugen kann, wo die Verfassung organisch mit und in der Geschichte der Nation emporgewachsen ist.“

So sehr er auch die Einheit des deutschen Volkes als Grundlage einer gesunden Entwicklung ersehnte, so wenig wünschte er einen die Eigenschaften der verschiedenen deutschen Stämme verwischenden Uniformismus. „Nimmermehr werden Tiroler und Friesen oder Ostpreußen und Rheinländer in Affekten, Gewohnheiten, Neigungen und Abneigungen miteinander sympathisieren. Es sind nicht bloß die Alpen dort und die Sandflächen hier, nicht hier der Schnaps und dort der Wein, nicht die Verschiedenheit des Dialekts, des Klimas, der Religion oder der historischen Erinnerung allein, sondern eben alles das zusammen in seiner geheimnisvollen jahrhundertelangen Wechselwirkung.“

Er stellt die Frage: „Welcher ist also hier der Normaldeutsche, dem sich alle anderen anpassen müssen? Ich meine keiner, oder jeder in seiner Art; denn die deutsche Natur ist, Dank sei dem Schöpfer, nicht so arm, daß sie in der Eigentümlichkeit eines Stammes rein aufgehen sollte.“

Als ein Nationalunglück für Kultur und alle freie Entwicklung aber glaubt es Eichendorff ansehen zu müssen, wenn „eine einzelne Partei jemals der Presse sich zu bemächtigen vermöchte, um das Lebendig-Bewegende, die unabhängige deutsche Freisinnigkeit zu verschüchtern und zu überwältigen.“

Wie durch Eichendorffs Lieder und Dichtungen der erfrischende Hauch deutschen Freiheitssinnes zieht, so preist er auch in seinen politischen Schriften den frischen Freiheitssinn, die „Neigung, die innerste besondere Eigentümlichkeit nicht nur in der freien Person des einzelnen, sondern auch in allen Verhältnissen bis zur Persönlichkeit frei

und besonders zu entfalten und darzustellen, das blieb ein Nationalzug der Deutschen. Nur unter Freien ist auch eine Vereinigung denkbar.“

Die höchste Aufgabe der Staatskunst soll es sein, „die Rätsel der Zeit zu lösen und den blöden Willen und die dunkle Sehnsucht der Völker zur klaren Erscheinung zu bringen.“ Staatskunst ist daher „kein abstraktes Spiel, mit feststehenden algebraischen Formeln, sondern eine lebendige Kunst, welche das frische, wechselnde Leben nach seinen über allen Wechsel erhabenen höchsten Beziehungen in jedem Moment lebendig aufzufassen und schön und tüchtig zu gestalten hat.“ Zwei Urmächte ringen miteinander, die einen „finden die Rettung nur in der Restauration des Alten und betrachten alles Vorstreben der persönlichen Freiheit als rebellische Auflehnung. Die anderen dagegen „stürmen atemlos vorwärts, den angeblich jungen Tag anzubrechen. Ohne Vorzeit und Überlieferung, als gälte es ganz von neuem die Welt zu erschaffen, summieren sie schlechthin alle Persönlichkeiten als eine souveräne Macht.“ Diese beiden Kräfte des Voranschreitens und des Beharrens will Eichendorff die „Zentrifugal- und Zentripetal-Kraft des politischen Universums“ nennen. Er zeigt der Regierung auch Wege, um diese widersprechenden Elemente zu meistern. Er fordert zunächst vor allem Gerechtigkeit. Die Regierung soll „ohne Haß oder Vorliebe die Zeit mit ihren Anklagen, Wünschen und Forderungen hören, das Verkehrte abweisen und dem Billigen und Rechten sein Recht verschaffen. Sie soll Maß halten und sich vor jedem Extrem, diesem Mißbrauch der Wahrheit, hüten, das Nichtige nicht zu hoch, das Hohe nicht zu niedrig anschlagen, und sie muß mit Liebe walten, indem sie die erwachten Kräfte, wo sie sich auch ungefüßig gebärden, nicht unterdrücken, sondern sie zu veredeln trachtet.“

Den einzelnen Ständen und Berufen die ihnen gebührende Stellung im Staatsganzen zu schaffen, ist eine bis heute noch nicht gemeisterte Kunst. Eichendorff lehnt den Kosmopolitismus ab, jenen „überall und nirgends“, der „in aller Welt und also recht eigentlich nirgends zu Hause ist.“ Die Menschheit ist „kein bloßes Abstraktum, sondern ein lebendiger Föderativstaat der verschiedensten Völkerindividuen“, und er wendet sich dagegen, daß „alle Geschichte, alles Nationale und Eigentümliche sorgfältig verwischt wurde.“ Er nennt es eine barbarische Gleichmacherei, dieses „Verschneiden des frischen Lebensbaumes“. Er tritt für die richtige Wertung seiner Standesgenossen aus dem Adel ein und verwahrt sich mit Recht gegen das politische Dogma, nach dem „alle Laster dem Adel, alle Tugenden den niederen Ständen zugewiesen werden.“ In den Bauern sieht er „die letzten Aristokraten vom alten Stil“. Nur völlige Barbarei kann ohne den Adel bestehen, denn in jedem Staat der Zivilisation wird es, gleich viel unter

welchem Namen und Formen, immer wieder Aristokraten geben, d. h. eine bevorzugte Klasse, die sich über die Massen erhebt, um sie zu lenken.

In seiner Abhandlung über die Folgen von der Aufhebung der Landeshoheit der Bischöfe und Klöster in Deutschland behandelt er die bis in die Gegenwart hinein so oft umkämpfte Frage Christentum und Nationalismus. Das Christentum ist für ihn nicht „der Anteil eines einzelnen auserwählten Volkes“, sondern wie „Das Sonnenlicht über dem ganzen Erdkreis aufgegangen“. Sein innerstes Wesen ist „immer und überall durchaus ein und dasselbe, und es kann sich nicht ein jeder fürs Haus selbst machen und nach dem jedesmaligen, oft von Blutswallungen abhängigen Wechsel seiner armseligen Gefühle schneidermäßig bald abstutzen, bald wieder anflicken,“ woraus dann ein militärisches, adliges oder kaufmännisches Christentum entstehen würde. Auch „nationale Religionen“ sind nach Eichendorff unmöglich, oder man müßte in toter Neutralität die allerdings eigentümliche und nationale Art wie die Japaner ihre dickköpfigen und fettbäuchigen Fetische anbeten, eben auch gut heißen.

In einer Zeit des beginnenden Industrialismus warnt auch Eichendorff ähnlich wie Josef Görres vor einer Überschätzung der Technik und der Mechanisierung: „Man baut jetzt Fabriken und Arbeiterkasernen, man erfindet klappernde Maschinen zum Spinnen und Weben, aber man soll sich keine Illusionen machen, die Industrie an sich ist eine ganz gleichgültige Sache, sie erhält nur durch die Art ihrer Verwendung und Beziehung auf höhere Lebenszwecke Wert und Bedeutung.“

Als Dichter, wie auch als Politiker, als freier Schriftsteller wie als Beamter, ja schon stets wacher Beobachter seiner Zeit, mußte Eichendorff auf die in den dreißiger Jahren des 18. Jahrhunderts allmählich erstarkende Macht der Zeitung achten. Er hat sich gewissenhaft und eingehend mit der schon damals so wichtigen Frage der Presse und der öffentlichen Meinung beschäftigt. Ein umfangreicher Aufsatz „Über die konstitutionelle Preßgesetzgebung in Deutschland“ sowie „Allgemeine Grundsätze zum Entwurf eines Preßgesetzes“ und zuletzt der „Entwurf des Gesetzes über die Presse und ihre Erzeugnisse“ in 106 Paragraphen und einem Regulativ mit 17 Paragraphen sind die Früchte seiner die Theorie wie die Praxis berücksichtigenden Studien. Vieles von dem, was Eichendorff dort bietet, ist aus seiner Zeit zu erklären. Mancher Satz aber dünkt uns fast wie für unsere Tage geschrieben. Es gilt auch hier wieder das Dichterwort: „Die Stätte, die ein guter Mensch betrat, ist eingeweiht“, und die Lehren und Mahnungen eines mit dem deutschen Volk so innig verwachsenen, um sein Wohl so ängstlich besorgten und für seine Größe so emsig schaffenden Dichters und Staatsbeamten haben hier wie in seiner Dichtung Töne gefunden, denen auch die Nachwelt lauschen sollte.

Weil er nicht nur bei der flüchtigen Einzellerscheinung haften bleibt, sondern stets zum Grundlegenden, Ewigen vordringt, behalten seine Aufsätze über die Presse auch für die spätere Zeit einer anderen Technik und Dynamik der Zeitung ihren Wert.

In seinen satirischen Gedichten und Schriften kommt Eichendorff nur gelegentlich auf die Presse zu sprechen. In der Phantasie: „*Auch ich war in Arkadien*“ spottet er über die Preßfreiheit. Er kehrt im Gasthof zur „Goldenen Freiheit“ ein. Als er zu Tisch geht, bemerkt er im Saale eine Reihe hoher Lesepulte „vor denen viele vornehm gekleidete Herren aus aufgeschlagenen Folianten andächtig beten.“ Der Dichter glaubt zunächst, es handle sich um Evangelienbücher, sieht aber dann, daß es riesengroße Zeitungen sind, englische und französische. Die neu eintretenden Herren grüßten feierlich mit dem Worte Preßfreiheit. Er trifft in dem Gasthof einen Professor, der ihn in der Walpurgisnacht auf den Blocksberg entführt. Von allen Seiten folgen ihnen sonderbare Gestalten. „Mit Verwunderung bemerke ich unter ihnen bekannte Redakteure liberaler Zeitschriften, sie ritten auf großen Schreibfedern, welche manchmal schnaubend spritzelten, um den guten Städten unten, die friedlich im Mondglanz lagen, tüchtige Tintenkluxe anzuhängen. Auf dem Hexenstein erscheint dann in bengalischer Beleuchtung ein ziemlich leichtfertig angezogenes Frauenzimmer auf einer Leine, beide Arme über sich empor geschwungen. Alles fällt vor ihr zu Boden, in tiefster Verehrung. Es war die ‚Öffentliche Meinung.‘ Der Professor hielt eine Rede an diese Göttin: ‚Er sprach und log wie gedruckt von ihren außerordentlichen Eigenschaften, dann von den Volkstugenden, der Preßfreiheit und dem allgemeinen Schrei darnach.‘ Da die Rede aber ziemlich lang währte, konnte es die arme öffentliche Meinung kaum mehr aushalten, sie stellte sich auf dieses, bald auf jenes Bein, das andere vor sich in die Luft streckend, wie eine Gans, die Langeweile hat. Ein Beifallsturm brach los, als der Professor mit den Worten schloß: ‚Es werde Licht! Es weiche die Finsternis! Nieder mit der Zensur!‘ Das Fest ist noch nicht zu Ende, die öffentliche Meinung aber hängt sich einem Studenten mit Ziegenhainer und Kanonenstiefel in den Arm und verschwindet mit ihm in eine Ecke.“ Die Szene sollte eine Verspottung des Hambacher Festes sein. Die Bilder mancher süddeutschen Literaten sind auch in der Karikatur noch deutlich zu erkennen.

Auch später beschäftigt er sich satirisch mit der Presse, so in dem nachgelassenen Puppenspiel „*Incognito*“ aus dem Anfang der vierziger Jahre.

In einem Briefe an den damaligen preußischen Kultusminister, Freiherr von Altenstein, vom 16. Oktober 1832, bewirbt sich Eichendorff um eine Anstellung im Zensurkollegium: „Ohne, wie ich glaube, den Schein einer, meiner Natur fremden Ruhm-

redigkeit befürchten zu müssen, darf ich von mir wohl behaupten, daß die lange, ernsten Studien gewidmete Muße meines früheren Lebens, sowie meine spätere Laufbahn mir Gelegenheit verschafft haben, eine größere Mannigfaltigkeit der verschiedenartigsten Kenntnisse mir zu erwerben, als gewöhnlichen Juristen und Beamten in der Regel zugemutet werden kann.“ Der Dichter weist darauf hin, daß seine Schriftstellerei ihn fortgesetzt mit dem Gang der schönen Literatur, sein Amt mit den Meinungen der verschiedensten Religionsparteien und seine letzte Beschäftigung bei den auswärtigen Ministerien mit den politischen Kämpfen der damaligen Zeit vertraut gemacht habe. Es kam jedoch, trotzdem sich mehrfach Gelegenheit geboten hätte, nicht zu einer Anstellung. Dieser Wunsch des Dichters erklärt es leicht, daß er sich eingehend mit der Zensur der Presse theoretisch beschäftigt hat. Da er in dem Aufsatz „*Die konstitutionelle Preßgesetzgebung in Deutschland*“ schon die Verordnung vom 20. November 1831 die Verlängerung der Karlsbader Beschlüsse betreffend, ebenso die Verhandlungen der Ständeversammlungen verschiedener deutscher Länder aus dem Jahre 1831 kennt, so muß also dieser Aufsatz später entstanden sein als bisher angenommen wurde.

Obwohl Eichendorff besonders auch im Kampf um seine dichterischen Ideale immer wieder die Auswüchse einer Preßfrechheit feststellen mußte, so sah er doch nicht in der Preßfreiheit wie so manche seiner Zeitgenossen ein absolut Böses, das die Ordnung der Dinge notwendig zerstören mußte. Er nannte es „einen politischen Aberglauben“, wenn man alles und jedes Übel aus dem Mißbrauch der Presse erklären wolle, denn „nicht in dem an sich unschuldigen Werkzeug der Presse liegt die Gefahr, sondern in der Sittenlosigkeit der Geister, in der entschieden einseitigen Richtung der Zeit, welche von der Presse Gebrauch macht.“ Genau wie sein großer Gesinnungsgenosse Josef Görres, dessen Leben ja ein einziger Kampf um die Freiheit war, weiß er, daß man mit Gesetzen allein die Mißstände der Presse nie beseitigen wird: „Gegen solche Influenza werden einzelne polizeiliche Palliative, eben weil sie Palliative sind, sich jederzeit als unzureichend erweisen. Das tiefer liegende Übel wird nur an der Wurzel durch die Schule tüchtiger Institutionen, durch große Tugenden der Regenten, sowie durch übermächtige wahrhafte und daher ernst auf das Rechte gewandte Talente unter den Regierten zu heben sein, was freilich weder so leicht noch so schnell abgemacht ist, wie der Entwurf eines Preßgesetzes“. Es gilt, die nötigen gesetzlichen Schranken aufzurichten, „um das Interesse der Gesamtheit zu sichern, ohne die Freiheit der einzelnen zu zerstören“. Eichendorff nennt drei Hauptinteressenten, die vor dem Gesetz möglichst gleichgestellt werden müssen, nämlich zunächst die unverletzliche sittliche Gemeinschaft des Staates, die alle Freiheit und Entwicklung bedingt, ferner die Einzelmenschen, die ihr natürliches Hausrecht auch gegen den Preßbengel in Anspruch nehmen dürfen, und endlich die als Bildner der Menschheit achtungswerte Klasse der Schriftsteller. Es gilt „diese Beziehungen nicht nach vorgefaßten Theorien, sondern nach dem Leben klar und zeitgemäß aufzufassen.“

dann dürfte es auch dem Gesetzgeber leicht werden, die wechselseitigen Verletzungen dieses Verhältnisses als Mißbrauch im allgemeinen zu bezeichnen, sowie dem Richter, da er nicht durch die Formel vorgesehener Fälle gebunden ist, das Gesetz auf die Tat anzuwenden und so zum Beispiel bei angeblich aufrührerischen Schriften jederzeit zu erkennen, ob diese Schrift unter den eben stattfindenden Umständen, Richtungen und Gelüsten der Menge wirklich Aufruhr erzeugen konnte oder nicht.

Besonders nachdrücklich macht Eichendorff auf die Schwierigkeit aufmerksam, Mißbräuche der Presse richtig zu beurteilen, und er meint, die Fälle, über die zu entscheiden sei, seien so differenziert und erforderten eine solche allseitige Bekanntschaft mit den mannigfachsten Verhältnissen, daß sie im allgemeinen einem Juristen zur Aburteilung nicht zugemutet werden könnten. Er schlägt deshalb ein eigenes Gericht für die Presse vor, das zusammengesetzt sein soll aus Mitgliedern der Justiz, nämlich den Oberreichskollegien der Verwaltung, den Provinzial-Regierungskollegien, sowie Deputierten der Stadtmagistrate und aus Abgesandten der Wissenschaft, nämlich Angehörigen der Universitäten. Bei der Vielgestaltigkeit der deutschen Presse genügt es außerdem nicht, nur ein solches Gericht in Berlin arbeiten zu lassen, es sollte auch in den Landesuniversitäten tagen.

Von innen heraus, aus der Presse selber muß die Gesundung kommen, und ähnlich wie Josef Görres in seinen verschiedenen Schriften und Briefen aus hohem Verantwortungsgefühl heraus die Presse seiner Zeit und damit auch die der Nachwelt mahnt und warnt, so redet auch Eichendorff den Journalisten ins Gewissen. Wie der Apostel Johannes predigt er die Liebe, an der es aber damals noch sehr fehlte. Er hält der Journalistik den Spiegel vor: „Bei Euch finde ich heute ein System wechselseitiger Eifersucht, List, Spionerei und Verketzerung, wo ein jeder gegen jeden sich eilfertig verbarrikadiert, um nur auf seine eigene Hand geschwind über alle Maßen frei zu sein“. Es gilt nicht nur für seine Zeitgenossen, wenn er zu ernster Gewissenserforschung auffordert: „Betrachtet Euch einmal dieses künstliche Minieren und Scharmützieren, wie sie jedem, der seine eigene Meinung zu haben untersteht, schnell das Medusenhaupt der öffentlichen Meinung vorhalten, und wie sie endlich, wenn ihnen die Gedanken ausgehen, plötzlich eine Bombe von Schlagwörtern mit ungeheuren Knalleffekt zerplatzen lassen, gleich wie in alter Zeit bei den öffentlichen Disputationen, wenn die Doktoren zu heftig aneinander gerieten, auf einmal Trompeten und Pauken schmetternd einfielen, daß man kein vernünftiges Wort mehr verstehen konnte.“

Ewig jung wie seine Lieder und seine Novellen bleiben auch so manche aus der heißen Liebe zu seinem Volk geborenen Worte des Politikers Eichendorff, der auch in seinen politischen Schriften die Forderung erfüllt hat, die er an die Männer der Presse gerichtet, sie sollten „nicht Knechte, sondern Meister der öffentlichen Meinung sein.“

## Joseph von Eichendorff und Karl Ernst Jarcke

Von Ewald Reinhard

Das Verhältnis zwischen dem großen Romantiker und dem Staatsrechtslehrer sowie späteren Publizisten Karl Ernst Jarcke war eine Altersfreundschaft. Von Lubowitz und seinen Herrlichkeiten wußte der Danziger Kaufmannssohn ebensowenig wie der Dichter von der Bonner Professorenschaft. Aber sie fanden sich dann doch auf einer gemeinsamen Plattform: es war das alte Kaiserreich an der Donau und insbesondere Wien, dem beider Herzen gehörten. Jarcke war das politische Schwert des vormärzlichen Österreich, kein Gentz, dem er nachfolgte, und doch eine geistige Macht; in Eichendorff aber brannte insgeheim ein Feuer vor dem Genius des habsburgischen Kernlandes, und wie die Sehnsuchtsklänge eines Verbannten drangen manchmal Lieder aus tiefer Brust, die von dem Ostheimweh des Dichters zeugten. Und so konnte Jarcke an Eichendorff wohl mit tiefer Bedeutung schreiben: „Warum sind Sie nicht hier!“ (*Sämtl. Werke des Freih. Jos. von Eichendorff*. Hist.-Krit. Ausg. Regensburg. XIII, 169).

Die erste Begegnung zwischen beiden Männern muß vermutlich bei Eichendorffs Wiener Besuch im Jahre 1838 erfolgt sein, da der Dichter damals nach Angabe von Hermann von Eichendorff Metternich traf und dabei wohl auch die Bekanntschaft Jarckes machte. Wenigstens heißt es in dem ersten erhaltenen Briefe des Wiener Freundes: „Es wäre mir ein wahrer Seelengenuß Sie einmal von Angesicht zu Angesicht wieder zu begrüßen.“ (15.12.1844). (*Sämtl. Werke*, a. a. O. XIII, 163). Eine nähere Fühlungnahme unterblieb jedoch, vielleicht weil der Geheimrat in preußischen Diensten sich erst bei seinem Ausscheiden aus dem Amte freier fühlte.

Der zuletzt angezogene Brief läßt dann zum ersten Male einen Einblick in das Verhältnis der sich entspinrenden Freundschaft zu; als Anknüpfung diente Eichendorffs Bitte an Jarcke, er möge ihm bei der Unterbringung seines „*Calderon*“ behülflich sein. Tatsächlich konnte Jarcke dem Dichter in dem „Geschäftsführer der literarisch-artistischen Anstalt der Cottaschen Buchhandlung in München“, Herrn Oldenburg, den geeigneten Mann zuführen, der die Verlagsübernahme der Calderon-Übersetzungen bewerkstelligte und den Romantiker dadurch mit diesem altberühmten Verlage für einige Zeit in Verbindung brachte. Auf die gleiche Weise leistete Jarcke dem verehrten Dichterfreunde einen schätzbaren Dienst, als er diesem anderthalb Jahre später einen Verleger

für seine Schrift „über die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland“ besorgte. Diesmal war es das Leipziger Verlagshaus A. G. Liebeskind, das trotz anfänglicher Bedenken zusagte und das Werkchen herausbrachte (Jarckes Schreiben vom 18.9.1847 in *Sämtl. Werken*, a. a. O. XIII, 167).

Dieser Eifer Jarckes für die Sache des Romantikers floß aus seiner schwärmerischen Verehrung des Geistes, der in dem „letzten Ritter“ wirksam war. Ohne selbstpoetisch sich zu betätigen, besaß der Freund und Gehilfe Metternichs für die Dichtung das feinste Verständnis. Seine Werke, so etwa die „Prinzipienfragen“, zeugen von einer geradezu erstaunlichen Kenntnis in- und ausländischen Schrifttums; er kennt ebenso gut Molière, Rousseau, Fénelon, Shakespeare und Sismondi wie Goethe, Grillparzer, Denis, Blumauer und die neueren österreichischen Sänger, und so weiß Jarcke denn auch dem Dichter des „Taugenichts“ gegenüber sich wohl zu behaupten. So empfiehlt er ihm die Lektüre Adalbert Stifters; er vermutet in ihm ein „eben aufgehendes ... Gestirn erster Größe an unserem deutschen Novellenhimmel“ und bemerkt sehr feinsinnig, diese Poesie habe ihn erfreut, „ungefähr wie ein frischer, kühler Quell den müden Wanderer in der Sahara ergötzen würde“. (Brief vom 15.12.1844).

Im Anschlusse an diesen Lobpreis von Stifters „Studien“ taucht dann ein Gedanke auf, den der Vorkämpfer der „Restauration“ geschickt in die Seele Eichendorffs hineinwarf, um ihm ein neues Arbeitsziel zu geben; „für Sie wüßte ich,“ schreibt er an ihn, „in Ihrer kostbaren Muße ein fürtreffliches Geschäft. Sie (und gerade Sie) sollten eine deutsche Literaturgeschichte in der Weise der Selzerschen schreiben, (nur ohne deren Pietismus).“ (*Sämtl. Werke*, a. a. O. XIII, 164). Diese Anregung fiel bei dem Romantiker, der sehr einsichtig bemerkte, daß die Lyrik für das Alter nicht mehr passe, auf guten Grund, und Jarcke darf damit als der geistige Vater der Eichendorffschen Literaturstudien gelten. Eine Literaturgeschichte, nicht in protestantischem, sondern in katholischem Sinne, das war Jarckes Losung; des Mannes, der selbst als Protestant geboren, in schweren Glaubenskämpfen sich zum Katholizismus durchgerungen und im Jahre 1825 auch formell katholisch geworden war. Wie George Philipps, der bedeutende Kirchenrechtslehrer, und Karl Ludwig von Haller, der „Restaurateur der Staatswissenschaft“, mit dem ihn enge Bande der Freundschaft verknüpften, wie Leberecht Dreves, dem er bei seiner Konversion Beistand leistete, wie Friedrich Hurter, der berühmte Historiker, mit dem er in Wien Gemeinschaft pflog.

Aus den geistigen Strömungen dieses wiedererwachenden Katholizismus ist Eichendorffs Literaturgeschichtschreibung erwachsen. Jarcke, Hurter und der fromme Spätromantiker Josef von Führich standen geradezu Pate bei Eichendorffs ersten Versuchen; so heißt es in einem der wenigen Briefe, die der Dichter gelegentlich seines Wiener Aufenthaltes 1847 von der österreichischen Hauptstadt schrieb: „Was mich aber mehr

freut als dieses ganze Halloh (in den Vereinen und Gesellschaften), ist die treue Freundschaft Jarckes, wo ich jeden Sonntagabend mit Hurter, Fühlich p. zubringe, und in dessen Kreise mein Aufsatz über die Romantik in den Hist.-Polit. Blättern wahrhaft furore gemacht hat. So daß ich nun – gegen sehr brillantes Honorar – zum beständigen Mitarbeiter an den gedachten Blättern aufgenommen bin.“ (Brief vom 9.2.1847, *Sämtl. Werke*, a. a. O. XII, 85). Aus anderen Stellen entnehmen wir, daß auch Persönlichkeiten wie der Fürst Schwarzenberg, genannt der „Landsknecht“, der nachmalige Erzieher des Kaisers Franz Josef, Fick, Kaltenbaeck und wohl auch Redemptoristen wie P. Madlener<sup>1</sup> an diesen Zusammenkünften teilnahmen und dabei dem Dichter in ähnlicher Weise zu seinen Studien zujubelten wie Karl Ernst Jarcke. Daß der „Landsknecht“ über Eichendorffs literarhistorische Versuche „fast zu Tränen gerührt“ gewesen sei, entnehmen wir Jarckes Schreiben vom 3. August 1847 (*Sämtl. Werke*, a. a. O. XIII, 165). Von der inneren Teilnahme dieser Romantikfreunde zeugen nun noch besonders zwei Dokumente, ein Blatt des genannten Josef Fick und Jarckes eigene Bemerkungen zu Eichendorffs literarhistorischer Arbeit, zum Teil in Anlehnung an die Kritik von Wolfgang Menzel (*Sämtl. Werke*, a. a. O. XIII, 169–173). Daraus erhellt, daß Jarcke und seine Gesinnungsgenossen vor allen Dingen wünschten, der Romantiker möge seine Untersuchungen mehr in die Breite ausdehnen und im guten Sinne volkstümlicher ausgestalten. Während Fick jedoch eher „eine Kritik der vorzüglichsten Werke jenes Autors“ begehrte, meinte Jarcke, „es käme nur auf die gehörigen Einschaltungen am rechten Orte an.“ Hinsichtlich der geistigen Entwicklung glaubte Jarcke, der seit 1817 beginnende Prozeß einer „katholischen Reaktion in Deutschland“ müsse mit einer „geschmackreinigenden Kritik“ beginnen, ehe man auf eine Wiedergeburt der Poesie in katholischem Sinne hoffen dürfe. „Auersperg, Lenau, Meißner e tutti quanti stehen nicht am Anfange, sondern am Ende einer ganzen Kulturperiode“ (*Sämtl. Werke*, a. a. O. XIII, 170). Von den Jesuiten erhoffte Jarcke nichts. So stehen Eichendorffs literarhistorische Beiträge in den „*Hist.-polit. Blättern*“<sup>2</sup> und sein Büchlein „*über die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland*“ (Leipzig 1847) in organischem Zusammenhang mit diesen katholisch orientierten Reformbestrebungen, die letzten Endes auf eine Revision der geltenden Geschmacksansichten hinausliefen.

Es war eine seltsame Laune des Schicksals, daß der Romantiker auf demselben Boden zu literarhistorischem Schaffen angeregt und ermuntert wurde, auf dem er einstens in

<sup>1</sup> Ein Brief der Tochter Eichendorffs an Hurter in dessen Nachlaß erwähnt Beziehungen des Dichters zu P. Madlener.

<sup>2</sup> Von denen Eichendorffs Artikel „*Novellen von Ernst Ritter*“ noch nie gewürdigt worden ist.

den Blütentagen der Jugend die geistesgeschichtliche Schule eines Friedrich Schlegel genossen hatte. Mehr als ein äußerer Zusammenhang; denn Eichendorff, dieser getreueste Partisan der Romantik, war auch nach einem Menschenalter noch der Geisteszögling des längst geschiedenen großen Mentors und schrieb ganz und gar im Sinne Schlegels. Diese Schulung des Dichters war wohl auch die tiefste Ursache der Bereitschaft, womit er das ungewohnte Werk unternahm; denn was ihm an umfassender Kenntnis mangelte, das ersetzte er durch die Einfühlung in die Stimmung der verschiedenen Geistesepochen. Daß er mit der Charakteristik der jüngsten romantischen Vergangenheit begann, war ebenso notwendig wie glücklich.

Über die weiteren Beziehungen Jarckes zu Eichendorff sind wir nur dürftig unterrichtet; der Sturm des Jahres 1848 erschütterte den habsburgischen Kaiserstaat in den Grundfesten, Metternichs Regiment ging zu Ende, und damit wurde auch Jarckes bisheriger Tätigkeit ein Ziel gesetzt. Vorübergehend hielt sich Jarcke in München auf, von den Freunden abgeschnitten; auch Eichendorff wußte nichts über seinen Verbleib. In einem Briefe an Leberecht Dreves fragte er, ob der alte Gehilfe Metternichs sich „in der Tat in England befinde“ (Brief vom 26.11.1848. *Sämtl. Werke*, a. a. O. XII, 95). Etwas später schreibt dann der Dichter wiederum an Dreves: „Von Jarcke erhielt ich vor einiger Zeit im eigentlichen Sinne des Wortes nur ein paar Zeilen aus München, ohne alle weitere Auskunft über Vergangenheit oder Zukunft.“ (Jb. XII, 98). Dieser Brief ist bisher nicht ans Licht getreten. Ein ebenfalls verlorenes Schreiben von Leberecht Dreves berichtete dann wiederum „von und über Jarcke“, wofür sich Eichendorff „herzlichst“ bedankte. Bei einer „bedeutenden Konfusion“ war darnach „eine Antwort“, aber nicht das Geld – wohl Honorar der „*Hist.-pol. Blätter*“ – in Verlust geraten. „Ich schreibe nun heute noch an Jarcke“, fährt der Dichter fort, „und sende ihm eine neue Empfangsbescheinigung. Von seinem eigentlichen Leben, seinen Plänen und Hoffnungen für die Zukunft, sowie von unseren anderen Wiener Freunden werden wir aber bei seiner Art von Briefstellerei so gut wie nichts erfahren, das sehe ich schon“ (Brief vom 6.11.1849, *Sämtl. Werke*, a. a. O. XII, 107). Auch zu Beginn des neuen Jahres fragte der Dichter noch immer nach Kunde von Jarcke (Brief an L. Dreves vom 22.2.1850. *Sämtl. Werke*, a. a. O. XII, 113), allein die Auskunft über das Zusammentreffen des Hamburger Freundes mit Jarcke befriedigte ihn wenig; „wie haben Sie denn Jarcke eigentlich gefunden?“ schrieb er nachträglich. „Ist er, abgesehen von der Politik, frisch und zufrieden, und was hat er denn für einen Lebensplan für die Zukunft? Wissen Sie etwas Näheres darüber und dürfen es mitteilen, so bitte ich sehr darum.“ (Brief an L. Dreves vom 8.2.1851. *Sämtl. Werke*, a. a. O. XII, 124). Durch seine Schwester Luise erfuhr Eichendorff endlich, daß der tapfere Kämpfe in Wien schwer erkrankt sei, „dennoch hat mich die Todesnachricht überrascht und tief erschüttert“,

sprach er sich L. Dreyes gegenüber aus. „Man hofft so gern, was man wünscht. Die Kirche hat an ihm einen ihrer rüstigsten Verfechter, wir einen treuen und redlichen Freund verloren. Gott lohne ihm jenseits! Sollten Sie durch Führich über die Witwe, sowie vielleicht über unsere anderen dortigen Freunde, als Fick, Philipps etc. etwas Näheres erfahren, so bitte ich sehr, es mir gelegentlich mitteilen zu wollen“ (Brief an L. Dreyes vom 21.1.1853. *Säml. Werke*, a. a. O. XII, 142).

Dies war der Immortellenkranz, den der trauernde Dichter auf das Grab des Freundes legte, der, am 28. Dezember 1852 gestorben, zu Maria-Enzersdorf bei Wien im Kreise gleichgesinnter Genossen seine letzte Ruhestätte gefunden. Eichendorffs Worte sind ein Beleg dafür, daß der Romantiker in Jarckes Tod wirklich den Verlust eines trefflichen Weggefährten und verständnisvollen Mentors beklagte. Wenige haben seinem Herzen näher gestanden.

Da sich im 13. Bande der *histor.-krit. Eichendorff-Ausgabe* nur fünf Schreiben von Karl Ernst Jarcke an Eichendorff (aus den Jahren 1844–1847) abgedruckt finden,<sup>3</sup> zu denen die Antworten allesamt fehlen, so unternahm ich schon vor Jahren ausgedehnte Nachforschungen nach den Schreiben des Dichters. Zunächst ließ sich feststellen, daß die Redemptoristen in Wien Erben des Jarckeschen Nachlasses waren, daß mithin auch die Briefe Eichendorffs dort liegen mußten. Die von einem Landsmanne des Dichters P. Marx angestellten Ermittlungen hatten jedoch das überraschende Ergebnis, daß Jarckes schriftliche Hinterlassenschaft seit Jahren an die Leo-Gesellschaft verliehen war, daß Teile davon dann wieder an den Innsbrucker Hofrat D. Hirn weitergegeben worden und nach dessen Ableben an die Erben des Gelehrten gelangt waren. Anscheinend waren nun doch späterhin Reklamationen erfolgt, aber weder in den Beständen des Redemptoristen-Archivs zu Gurk noch zu Mautern oder Wien ließen sich die wichtigen Urkunden greifen. Es wird vielleicht gegenwärtig möglich sein, ein übersichtlicheres Bild über den Jarcke-Nachlaß zu geben, als es damals geboten werden konnte.

Da der Tatbestand hiermit der Öffentlichkeit übermittelt wird, ergeht gleichzeitig an alle Freunde der Eichendorff-Forschung, soweit sie insbesondere um den Jarcke-Nachlaß Bescheid wissen, die dringende Bitte, die Bemühungen um die Feststellung des Verbleibs der Eichendorffbrieft nach Kräften zu unterstützen.

---

<sup>3</sup> Infolge eines technischen Versehens ist der Brief an Holtei Bd. XII, Nr. 175 unrichtig der Rubrik „Jarcke“ zugewiesen.

## Urteile über Eichendorff aus alter und neuer Zeit

Gesammelt von Karl Freiherrn von Eichendorff

In seinen, die geistig und menschlich überaus hochstehende Persönlichkeit des Schreibers widerspiegelnden Briefen (1852–1866) an die Baseler Dichterin Emma Brenner-Kron<sup>1</sup> bemühte sich der bekannte Kultur- und Kunsthistoriker Jakob Burckhardt, seine Schülerin in die Mysterien der poetischen Kunst einzuweihen, ihr die Lektüre von Dichtern empfehlend, die für ihren poetischen Geschmack vorbildlich sein sollten. Besonders reizvoll sind seine ästhetischen Urteile, sowie die feinsinnigen Bemerkungen über in- und ausländische Schriftsteller. Nachdrücklich warnte Burckhardt vor den Tendenz- und Modedichtern der damaligen Zeit, vor allem aber vor Heine, „der wie die liebe Natur aussieht, jedoch im Grunde ein Triple-Extract von lauter ausgedachten Finessen ist.“

Am 5. November 1852 schreibt Burckhardt:

„... Aus dem Gebiete des Bunten und Dämonischen empfehle ich Ihnen Lenau. Sehen Sie zu, was er den Sachen abgewinnt, legen Sie aber seine Bilder auf die früher empfohlene Goldwage und fragen Sie sich, womit er es verfehlt ... Als versöhnenden Balsam lassen Sie darauf Eichendorffs Novellen folgen, besonders den ‚*Taugenichts*‘ und ‚*Dichter und ihre Gesellen*‘.“

Der unter dem Pseudonym „Klabund“ bekannte Schriftsteller Alfred Henschke nennt in seiner Deutschen Literaturgeschichte (Leipzig 1923) Eichendorff kurzerhand „Das deutsche All, das Volkslied“.

Von den Eichendorffschen Liedern sagt der Berner Literaturhistoriker Professor Fritz Strich im Jahrbuch des Freien deutschen Hochstifts (Frankfurt a.M. 1926): „Es sind vielleicht die letzten echten Volkslieder, die gedichtet wurden, die letzten wenigstens, welche nicht mit artistischer Meisterschaft den Ton des Volksliedes nachzuahmen mußten, sondern wirklich aus dem Herzen des Volkes entstanden. Daher kommt es auch, daß Eichendorffs Lieder so sehr dazu geeignet sind im Chor gesungen und chorisches komponiert zu werden. Richard Wagner hat einmal von Musik gesagt, sie hebe die

---

<sup>1</sup> Basel 1925, Benno Schwabe & Co.

Zivilisation auf, wie Lampenschein von Tageslicht aufgehoben werde. So kann man von solchem Gesang des Chores sagen, daß er alle willkürliche und mechanische Gemeinschaftsform: Gesellschaft, Staat und jede nur soziale Ordnung aufhebe und die ursprüngliche, natürliche und ewig menschliche Gemeinschaft im gemeinsamen Gesange herstellt.“

Über den Zauber, den Eichendorffs Persönlichkeit auf ihn ausübte, äußerte sich Professor Rudolf Schiestl in einem Briefe vom 26. November 1926 (Original im Eichendorff-Archiv Altenbeuern):

„Der Gedanke, den unsterblichen Dichter und echt deutschen Menschen dem deutschen Volke immer wieder in Erinnerung zu bringen, ist ausgezeichnet. Mit ganz besonderer Begeisterung lese ich immer wieder seine Werke, er hat mir schon oft über manche trübe Stunde hinweggeholfen und wo sein Bildnis erscheint, spürt man den grünen Wald und unstillbare Wandersehnsucht.“

Helene Raff berichtete in den *Münchener Neuesten Nachrichten* (*Die Heimat* Nr. II) vom 12. März 1930 über „*Paul Heyses Persönlichkeit. Münchener Erinnerungen zu des Dichters 100. Geburtstag*.“ Sie erzählt hier unter anderem: „Die deutsche Literatur kannte er aus persönlichem Erleben vom Ausklang der Romantik bis zur unmittelbaren Vorkriegszeit und hatte seine Lieblinge in jeder Epoche. Solch ein Liebling war Eichendorffs ‚*Dichter und ihre Gesellen*‘; wer ihm Freund war, mußte die Novelle kennenlernen.“

Gelegentlich der von der Technischen Hochschule in Danzig zum 75. Todestage Eichendorffs veranstalteten Feier hielt Professor Dr. Heinz Kindermann einen Festvortrag über „*Eichendorffs deutsche Sendung*“, dem wir nachstehende Ausführungen entnehmen:<sup>2</sup>

„Nicht umsonst hat Eichendorff 1809 in Berlin Vorlesungen bei Fichte gehört. Von dieser viel zu wenig beachteten, geistigen Berührung mit Fichte her müssen wir auch all jene Stellen in Eichendorffs Werken verstehen, an denen er über den Sinn und die Mission einer idealistischen, aber jederzeit höchst real-kampfbereiten Jugend spricht. Fast werden wir an die heutige Lage der Jugend erinnert, wenn es am Abschluß des Romans ‚*Ahnung und Gegenwart*‘ ausdrücklich heißt: ‚Unsere Jugend erfreut kein sorglos leichtes Spiel, keine fröhliche Ruhe, uns hat frühe der Ernst des Lebens gefaßt. Im Kampfe sind wir geboren und im Kampfe werden wir überwunden oder triumphierend untergehen ... Verloren ist, wen die Zeit unvorbereitet und ungewaffnet trifft.“

---

<sup>2</sup> Nach einem Bericht der „*Ostdeutschen Monatshefte*“.

Dieser Kampfrof Eichendorffs aber, der in so glücklicher, weil national und religiös fundierter Einheit Romantisches und Realistisches der Lebensgestaltung zu meistern weiß, dieser Kampfrof ist so mutig und so zuversichtlich, daß er aufrichtig auch noch zu uns Deutschen des 20. Jahrhunderts herüberklingt. Ja, vielleicht vermögen gerade wir wieder doppelt zu begreifen, was Eichendorff wollte, wenn er an sich selbst die Forderung richtete: „... Es gibt noch so Vieles, Großes und Freudiges zu vollbringen; Gott hat uns ein Vaterland wiedergeschenkt, es ist nun an uns, dasselbe treu und rüstig zu behüten, und endlich eine Nation zu werden, die unter Wundern erwachsen und von großen Erinnerungen lebend, solcher Gnade des Herrn und der eigenen kräftigen Tiefe sich würdig beweise. Und dazu braucht es nun auch andere Kämpfer noch als bloße Soldaten. Wäre auch ich imstande, zu dem großen Werke etwas Rechtes beizutragen! Meine Kraft ist gering und noch von vielen Schlacken und Eitelkeiten getrübt, aber die Demut, mit der ich meine Unzulänglichkeit erkenne, und der Wille, das Beste zu erlangen, ist redlich und ewig.“

Alter „*Taugenichts*“

An Joseph von Eichendorff

Von Ernst Görlich

Bin zufrieden mit dem Leben,  
das mir Gott, der Herr, bestellt –  
kann es etwas Schön’res geben  
als die weite Gotteswelt!

Wald und Feld und Berg und Wiese  
leuchten mir im Himmelsblau.  
O wie ich dich jauchzend grüße,  
heimatlicher Wundergau!

Süd und West und Ost und Norden  
waren lange mir zu klein:  
und nun bin ich müd geworden –  
alles schließt die Heimat ein!

## Die Eichendorff-Medaille von Theodor von Gosen

Von A. Schellenberg

Unsere Vorstellung von der äußeren Erscheinung des Dichters Joseph Freiherr von Eichendorff geht im wesentlichen auf die von Franz Kugler 1832 entworfene Zeichnung zurück. Sie wurde zum ersten Mal weiteren Kreisen bekannt durch den nach ihr gefertigten Kupferstich, der der Ausgabe der Eichendorffschen Werke im Bibliographischen Institut 1891 beigegeben wurde. Sie stellt den Dichter in seinem 44. Lebensjahr, also im besten Mannesalter dar. Ohne Zweifel haben wir in diesem Bildnis eine sehr ähnliche Porträtstudie vor uns, die deshalb auch das Vorbild für die meisten der späteren Denkmalsdarstellungen geworden ist. Ein Biograph schildert gelegentlich der 2. Auflage der sämtlichen poetischen Werke (6 Bde. Leipzig 1864) den Dichter als „einen kräftigen stattlichen Mann, mittlerer Größe und schlank gewachsen, von ungebeugter durchaus vornehmer Haltung, körperliche Strapazen nicht scheuend und durch sie nur selten ermüdet. In seinen scharf ausgeprägten Gesichtszügen mit der denkenden, hochgewölbten Stirn und den feingeschnittenen Lippen sprach sich Willenskraft und männlicher, fast strenger Ernst aus, das beredete blaue Auge blickte aber zugleich so treu und gütig, in der sonoren Stimme lag so viel Milde und Wohlwollen, daß schon der erste Eindruck sich unwillkürlich dadurch bestimmte.“

Im Laufe der letzten Jahrzehnte sind mehrere Eichendorff-Darstellungen auf Denkmälern von Bildhauern geschaffen worden. In ganzer Gestalt zeigen den Dichter Ratibor, Breslau, als Büste Neisse und Rauden OS und schließlich als Relief Neustadt OS und Sedlnitz (Mähren). Keines dieser Denkmäler kann – bei aller Anerkennung der künstlerischen Leistung im einzelnen – das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, daß es die äußere Erscheinung des Dichters populär gemacht habe. Denn man frage heute irgendeinen gebildeten Schlesier nach dem Aussehen Eichendorffs, so wird man kaum einen finden, der eine Vorstellung von des Dichters Aussehen auf Grund eines vorhandenen Denkmals sich gebildet hat. Und dabei ist es fast Regel, daß wir berühmte Männer nicht von den während ihrer Lebenszeit entstandenen Bildwerken her kennen, sondern daß unsere Vorstellung gewöhnlich auf eine erst nach ihrem Tode entstandene künstlerische Übersetzung

[Abbildungen: Eichendorffmedaille von Theodor von Gosen – Vorderseite  
– Rückseite. Lichtbilder Damerau, Breslau]

zurückgeht. Die Darstellungen Friedrichs d. Gr. von Schadow und Rauch, durch die uns der Alte Fritz so faszinierend lebendig vor Augen steht, haben zum Vorbild die Totenmaske des großen Königs, und zu seiner Popularisierung haben nicht Pesne, nicht Chodowiecky, sondern allein der große Adolph Menzel mehr geschaffen als die dicksten Bände der Geschichtsschreiber.

Bei Eichendorff liegt der Fall insofern etwas schwierig, als weder eine zu seinen Lebzeiten entstandene Büste noch auch eine Totenmaske von ihm vorhanden sind. Und darum ist ein Bildhauer, dem die Aufgabe einer plastischen Darstellung des Dichters gestellt wird, darauf angewiesen, die körperliche Erscheinung nächst den literarischen Quellen aus zeitgenössischen künstlerischen zeichnerischen Darstellungen und Photographien zu rekonstruieren.

Von solchen sind bisher bekannt geworden eine Kopie nach einer 1809 von dem bekannten Breslauer Maler Joseph Raabe gearbeiteten, heute verschollenen Miniatur, ferner die bereits erwähnte Zeichnung Franz Kuglers von 1832, dann aus den späteren Jahren des Dichters eine Kreidezeichnung von L. Butte, einer Dame aus dem Bekanntenkreis von Eichendorffs Schwiegersohn. Im neuen Brockhaus (Bd. 5, S. 287) findet sich noch die Wiedergabe eines Bildnisses, jedoch ohne Angabe über ihre Entstehung. Der Verlag Wiechmann hat eine Postkarte nach einer Radierung von E. Eichens herausgebracht und ein anderer Münchner Verlag Karl Meyer 1857 einen Stahlstich nach einer heute noch im Besitze der Eichendorffschen Familie vorhandenen Daguerreotypie aus den letzten Jahren seines Lebens. Und schließlich existiert noch ein Gemälde, das den Dichter 44-jährig zeigt.

Dies sind in kurzem die Voraussetzungen, die bestanden, als der Schriftführer der Deutschen Eichendorff-Stiftung Professor Theodor von Gosen in Breslau dazu anregte, zur Erinnerung an den 75. Todestag des Dichters eine Eichendorff-Medaille zu formen. Daß die Wahl auf von Gosen fiel, hatte darin seine Berechtigung, daß dieser Künstler seit drei Jahrzehnten in der vordersten Reihe der deutschen Medaillenkünstler steht und eine große Anzahl von Medaillen und Plaketten geschaffen hat, die zu dem Besten gehören, was in Deutschland seit der Wiederbelebung dieses Kunstzweiges geleistet worden ist.

Von Gosen entschied die Frage, ob er Eichendorff in jungen oder in älteren Jahren darstellen sollte, zu Gunsten des letzteren. Ihn bestimmte dazu in erster Linie die vorzügliche Daguerreotypie, die ihn zwar als Greis mit markanten Gesichtszügen zeigt, jedoch auch das bescheidene, still versonnene, lyrische Wesen dieser Dichterpersönlichkeit am besten wiedergab. Da diese Photographie Eichendorff in der Vorderansicht zeigte,

mußte sie von Gosen ins Profil übersetzen. Hierbei leistete ihm gute Dienste auch die Kuglersche Zeichnung, die ja Eichendorff im rechten Dreiviertelprofil zeigt und wesentliche Aufschlüsse über die markante Nase, den Haaransatz, Bildung von Stirn, Mund und Kinn gibt. So sehen wir nun auf der Medaille von Gosen's Eichendorff als einen etwa 50-Jährigen, mit all den typischen, aus den früheren Bildnissen bekannten Merkmalen; dem Künstler ist hier die schwierige Aufgabe restlos gelungen, über die physische Ähnlichkeit hinaus dem Umriß und der Durchmodellierung des Kopfes eine geistige Bedeutung und innere Beseeltheit zu geben, die etwas Allgemeingültiges hat und dadurch vielleicht sich tiefer in das Bewußtsein breiterer gebildeter Schichten einprägen wird, als es bisher irgendeines der bis heute entstandenen Denkmäler vermochte. Von Gosen hat die beiden Medaillenschauseiten ganz schlicht gehalten und dadurch diesem schönen Kunstwerk eine Vornehmheit und ruhige Ausgeglichenheit gegeben und, man kann wohl sagen, geradezu etwas Klassisches, Monumentales in das kleine Format – ihr Durchmesser beträgt 10 cm – hineingebracht.

Dem Laufe der Medaillenrundung folgend, umgibt die von zwei Linien gehaltene Inschrift in großen lateinischen Buchstaben JOSEPH FREIHERR VON EICHENDORFF das nach links gekehrte Reliefbildnis, unter dem im gleichen Schriftbau die im Sinne des Lesenden gestellten Zahlen 1788–1857 stehen.

Auf der Rückseite steht in wundervoller Einfachheit, das Rund ausfüllend, das von dem Künstler selbst ausgewählte schöne Zitat aus dem 1839 entstandenen Gedichte „*Mahnung*“ in folgender Reihung:

O STILLE  
SCHAUER; WUN-  
DERBARES SCHWEI-  
GEN ~ WENN HEIMLICH FLÜ-  
STERND SICH DIE WÄL-  
DER NEIGEN ~ DIE THÄ-  
LER ALLE GEISTERBLEICH  
VERSANKEN ~ UND IN  
GEWITTERN VON DEN  
BERGESSPITZEN ~ DER  
HERR DIE WELTGESCHICHT-  
TE SCHREIBT MIT BLI-  
TZEN ~ DENN SEINE  
SIND NICHT EUERE  
GEDANKEN:

## Ein Abend bei Ludwig Tieck

Von Ludwig Pietsch

Der dem Familienblatt der „*Bazar*“ vom 8. November 1866 entnommene Essay des seit 1864 auch als Schriftsteller hervorgetretenen Porträtzeichners und Illustrators Ludwig Pietsch (1824 bis 1911) dürfte durch die einzigartige Zusammenstellung Berliner Romantiker aus der Zeit um 1840 es verdienen, der Vergessenheit entrissen zu werden. Besonders bemerkenswert sind die Charakteristiken, namentlich diejenige Eichendorffs, die Zeugnis dafür ablegt, daß dieser schon damals zum „eisernen Bestand“ der Romantik gezählt wurde. In einem Briefe vom Jahre 1910 erzählt Pietsch, daß er in seiner Jugend Eichendorff, der von Theodor Storm „als erster und größter aller Lyriker und als solcher selbst Goethe weit überragend erklärt und leidenschaftlich bewundert wurde“, persönlich kennengelernt habe.

... Tiecks zarter Körper war von der Gicht so rauh angepackt, daß er den schönen Kopf gänzlich auf die eine Schulter niedergezogen trug, was dann freilich dem großen braunen strahlenden Auge einen ganz eigentümlichen Zauber feinsten Schalkhaftigkeit des Ausdrucks gab, wenn es so von untenher sein Gegenüber anblitzte. Nie vertauschte er übrigens seinen klassischen schwarzen Sammetrock mit Schalkragen bei solchen Gelegenheiten mit der offiziellen Gesellschaftstracht, dem langweiligen Frack. So in diesen dunkeln Kragen fast versunken, leise gebeugt, saß er im Armstuhle vor seinem Lesetischchen in der Mitte der Langwand seines Saals ziemlich unbeweglich, und mit keiner anderen Art körperlicher Aktion, als den sprechenden Bewegungen der zarten weißen Hand die wohl lautenden Schwingungen seines ebenso voll und markig als weich und mild tönenden Organs begleitend und unterstützend. Kein Vorlesekünstler vor und nach ihm soll diese wunderbare Fähigkeit besessen haben, die Klangfarbe zu wechseln, in so unendlicher Mannigfaltigkeit und die jedem der auftretenden Charaktere eines Dramas einmal zuerteilte, so unverrückbar festzuhalten, wie er es vermochte. Im weiten Umkreise um sein Tischchen herum saß sein Publikum. Nur eine Persönlichkeit desselben war bevorzugt genug, jederzeit dicht neben demselben ihren Platz zu behaupten, von wo aus sie gewissermaßen „das Ganze kommandierte“ und die wenn auch überflüssigen Zeichen des Beifalls, Lächelns und Lachens für die anderen Hörer gab. Dies war die alte Gräfin von Finkenstein, die treu ausdauernde Freundin des Dichters, deren mächtiger grüner Lichtschirm das von weißer Strichhaube umrahmte Antlitz dicht beschattete und in deren Händen allein der Strickstrumpf hier geduldet war und während der Vorlesung nicht zu ruhen brauchte. Ob die anderen Gäste, die wir um diesen Tisch gruppieren, jemals dort so vollzählig versammelt waren? – ich will es nicht behaupten. Doch ist es nicht gerade unwahrscheinlich, daß jene Männer, um welche die gemeinsame Berufung durch Friedrich Wilhelm IV. und die ihnen gemeinsam gezollte Verehrung dieses Monarchen ein gemeinsames Band wob, deren jugendliche Entwicklung in die Glanzzeit der jungen Romantik fiel, wo sie zum Teil nahe persönliche Freundschaft dem gepriesenen Dichter der Lehre verband, daß diese Männer

in jenem Kreise so wenig gefehlt haben mögen, wie andere gefeierte Größen der Berliner Künstler- und Gelehrtenwelt und Gesellschaft. An den Wandpfeiler dem Tische zunächst lassen wir den behaglichen Maler und Dichter Kopisch den breiten Rücken lehnen; zwischen den Vorhängen der Fensternische blickt Franz Kugler's, des bekannten Kunsthistorikers, früh der Locken beraubtes sokratisch geformtes Haupt hervor. Hinter der Gräfin Finkenstein, von der Wirkung der Lichter halb verdeckt, werden die scharf- und spitzgeschnittenen Züge des Bruders des Dichters, Friedrich Tieck's, jenes genialen Bildhauers und ziemlich unglücklichen Mannes sichtbar, an welchem Ludwig mit aufopfernder Geschwisterliebe hing. In der Ecke zwischen Tür und Sofa Varnhagen von Ense, das feingeistige Antlitz zur alten Freundin Bettina wendend, neben welcher wir mit gutem Willen die damals noch immer jugendlich erscheinende Crelinger erkennen mögen. Die dritte Dame auf dem Sofa ist die jetzt auch schon halb vergessene Größe jener vierziger Jahre, die Schwester des Malers Wach, Frau Paalzwow, Verfasserin von *Godwic-Castle* und *Thomas Thyrnau*. Vor ihr am runden Teetische, das Kinn in die ungeheuere weiße Binde gesenkt, Alexander v. Humboldt, hinter ihm der nichts weniger als auf seines Wesens wahren Inhalt deutende Kopf des Sängers der Romantik, der unter Allen ihren berauschendsten Klang im Liede anzuschlagen verstanden: Joseph von Eichendorff, damals preußischer Regierungsrat in Berlin, und etwas weiter nach vor zu stehend, Hendrik Steffens, der norwegische treue Schüler der deutschen romantischen Lehre, der Naturphilosoph und liebenswürdige Novellist. Neben Humboldt das strenge, kühn geformte tiefblickende Antlitz des Cornelius; neben diesem das von vollem, langem, lichtem Haar umwallte Haupt Jakob Grimm's, auf in sich zusammen gebückten Schultern. Alle um eines Hauptes Länge überragend, steht hier, die Arme goetheähnlich auf dem Rücken, die königliche Gestalt Christan Rauch's und zeigt uns ihr vom Genie der Plastik selbst gebildetes Profil. Über seiner Schulter blickt der Kopf des Professor Wach, damals gefeierten Geschichtsmalers und poetisch hochgestimmten, liebenswürdigen Künstlers. Weiter nach vorn in dem Halbkreise der ersten Reihe der Zuhörer Felix Mendelssohn-Bartholdy neben einer Dame, die – unsere Leser mögen uns aufs Wort glauben – wenn sie sich nur umkehren könnte, die wohlbekannten Züge von des Meisters hochbegabter Schwester Fanny Hensel zeigen würde. Auf den Stühlen hinter diesem Paare der Philosoph Schelling und in entschiedenem Kontraste mit seinen breiten kugeligen Gesichtsformen das scharf geschnittene Profil Giacomo Meyerbeer's. Den Herrn und die Dame, die uns auf dieser Seite den Rücken kehren, wird es uns beim besten Willen doch unmöglich, in solcher Stellung mit Bestimmtheit zu erkennen. In solch reichem Himmel, Stern an Stern, haben ja auch wohl zwei Ungenannte Platz. Die vom Rücken sichtbare Dame auf der anderen Seite ist die allen Theaterfreunden unvergeßliche Charlotte von Hagn! Sie wendet den Kopf zu ihrem Kollegen Seydelmann, dem Unerreichten. Über ihnen, die Arme ineinander geschlagen, Karl von Holtei, der des Dichters Lesekunst am besten zu schildern und von seinem Muster am meisten zu profitieren wußte. Sein heutiges langhaariges Greisenantlitz weist freilich keine Spur mehr von jenem frischen, schwarzschnurrbärtigen Kopf dessen auf, der damals eben vierzig Jahre geworden, aber „Vierzig Jahre“ zu schreiben nur erst begonnen hatte.

Nachstehende bemerkenswerte Anzeige erschien am 4. Mai 1853 in der Aachener Zeitung „*Echo der Gegenwart*“. Schon der Umstand, daß Eichendorff an der Trauerfeier für Tieck sich beteiligte, läßt die Behauptung seiner Biographen, er habe „den Begründer der Romantik im Leben nie gesehen“ (vergl. H. Brandenburg, *Jos. v. E. Sein Leben und sein Werk*. München 1922).

S. 469), nicht recht glaubhaft erscheinen. Vollständig in Widerspruch hiermit steht aber eine briefliche Mitteilung Heinrich Theodors von Schön. Am 18. Oktober 1840 schrieb dieser seiner Frau: „Eben war Eichendorff hier, von Dresden zurückgekehrt, wo er auch Tieck gesprochen hat“. (Vergl. *Aus den Papieren des Ministers und Burggrafen Theod. v. Schön* II. 3. S. 204 und *Hist. krit. E-Ausgabe* XIII. S. 273).

„Gestern wurde Ludwig Tieck begraben. Er wurde, nachdem ihm Rauch vorher eine gelungene Totenmaske abnehmen lassen, zwischen seinen verewigten Freunden Steffens und Schleiermacher zur Ruhe gebracht, und sein Sarg von den teilnehmenden Frauen und Jungfrauen mit Blumen überschüttet. Dem Zuge folgten die Wagen, welche des Königs Majestät gesendet, dann eine lange Reihe von Freunden und Verehrern des Dichters, unter denen wir besonders Rauch, Herbig, Schnaase, Humboldt, Friedrich v. Raumer, Waagen, Freiherr v. Eichendorff, Twesten, v. d. Hagen, Meinicke hervorheben. Selbst viele Berliner Bürger schlossen sich an und teilten die Trauer um den Geschiedenen mit Personen aus den höchsten Ständen“.

## Unserm Eichendorff

Von M. Beuchel

Sänger des Neissegaus, was euer Lied  
Selig durchschauert, wonnig durchglüht,  
Sangesfreude und Liederhort,  
Das verkörpert ein einzig Wort:  
Eichendorff!  
Sei du uns Leitstern, was immer geschieht!  
Wir hüten dein Grab! Wir hüten dein Lied!

Männliches Streben im Strudel der Zeit,  
Leben und Beben in Lust und in Leid,  
Wanderfreude, romantische Zier,  
All das findet der Sänger in dir:  
Eichendorff!  
Und deine Berge in lenzlichtem Glanz  
Schlingen um deinen Hügel den Kranz.

Als dein Erbe und teuerstes Pfand  
Hegen wir Heimat und Vaterland.  
Ob uns der Hölle Verderben umloht,  
Wir tragen dein Banner durch Nacht und Not,  
Eichendorff!  
Schlafe getrost, was immer geschieht,  
Wir hüten dein Grab, wir hüten dein Lied!

## Ein bisher unbeachteter Eichendorff-Aufsatz

Mitgeteilt von Ewald Reinhard

Es ist bekannt, daß Eichendorff am Abend seines Lebens mit literarhistorischen Studien begann, die ihn zunächst dazu führten, das literarische Ereignis der Romantik näher zu betrachten und ihm eine tief sinnige Würdigung zuteil werden zu lassen.

Die erste Kunde von diesen Studien ward der Öffentlichkeit durch eine Artikelserie des Romantikers in den, unter Leitung von Phillips, Görres und Jarcke stehenden „*Historisch-politischen Blättern*“. Sie sind gedruckt in Band XVII (1846). S. 273–289, 371–384, 427–443. Sie finden sich dann wieder in dem 1847 erschienenen Büchlein Eichendorffs „*Über die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland*“. Ähnlich verarbeitete der Dichter andere Aufsätze wie „*Brentano und seine Märchen*“, „*Die deutsche Salonpoesie der Frauen*“, „*Landsknecht und Schreiber*“, „*Die neue Poesie Österreichs*“, „*Die geistliche Poesie Deutschlands*“ und „*Die deutschen Volksschriftsteller*“.

Schon Kosch in seiner Neuauflage der „*Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands*“ (München 1906) hat nun bemerkt, daß Goedeke den Artikel „*Die deutschen Volksschriftsteller*“ nicht kannte. Ebenso sagt Goedeke, der Aufsatz „*Landsknecht und Schreiber*“ sei erst aus dem Nachlasse bekannt geworden, während er doch schon in den „*Hist.-pol. Blättern*“ (Jahrgang 1846) gedruckt vorliegt.

Und nun gesellt sich eine neue Überraschung hinzu; ein Mitglied meines privaten germanistischen Seminars, in dem wir Eichendorffs literarhistorische Schriften behandelten, der Kapuzinerpater D. phil. Franz Xaver Bill, stellte fest, daß auch die Abhandlung „*Novellen von Ernst Ritter*“ (*Hist.-pol. Blätter* 1847, S. 641) von Eichendorff stammt.

Bereits beim Lesen der ersten Zeilen vernimmt man den eigentümlich poetischen Klang Eichendorffschen Stiles, so etwa bei den Worten: „Die Unterhaltungsliteratur... ist, wie Servinus es nennt, die Scheidemünze und das Kupfer, um das klingende Kapital, das die andern ausgeprägt, ... fließend zu machen“, oder wenn es heißt: „So überrieselte Lafontaine mit einer Thränenflut von Sentimentalität das ganze gerührte Deutschland“. Zur Gewißheit aber wird die Vermutung von Eichendorffs Verfasserschaft, wenn der Anonymus S. 642 schreibt: „Wir haben schon früher einmal in diesen Blättern die Wahrung der Sitte als das Eigentümliche der Frauenpoesie angedeutet...“, damit aber wird ganz unverkennbar auf den in demselben Bande 19 abgedruckten Aufsatz angespielt, worin von den Romanen der Paalzw und der Gräfin Hahn-Hahn gehandelt wurde.

Gegenüber den dort gemachten Beobachtungen über den neuen Frauenroman stellte er hier mit Befriedigung fest, daß sich nunmehr bei Ernst Ritter, einem Pseudonym, eine Wendung zum Besseren feststellen lasse.

Besonders reizvoll ist die Tatsache, daß unter dem Decknamen Ernst Ritter sich eine persönliche Bekannte Eichendorffs verbirgt, nämlich Emilie von Binzer, die Gattin August von Binzers, der durch sein Lied „*Wir hatten gebaut ein stattlich Haus*“ weiteren Kreisen bekannt ward. Über ihr Zusammentreffen mit dem Romantiker hat die geistvolle Frau, die Egeria, Zedlitzens, in ihren „*Erinnerungen an Grillparzer*“ (*Über Land und Meer* 1872, Nr. 22) ansprechend berichtet; darnach hatte sie im Jahre 1846, durch Zedlitzens Vermittlung, in Wien das Vergnügen, neben Zedlitz auch Grillparzer, Stifter – und Eichendorff an ihrem Tische zu sehen. „Das Mittagmahl mit den vier Dichtern war reizend, meine Töchter sangen Eichendorffs Lied *In einem kühlen Grunde...*“

Des Dichters Dank für diese aufmerksame Ehrung aber war die Besprechung ihrer Werke in den „*Hist.-pol. Blättern*“.

## Eichendorff

Von Arthur Silbergleit

Die traumtief schlafenden Wälder,  
Vom Köhlervolk bewohnt,  
Des Posthorns Märchenmelder,  
Der uralte weise Mond,

Die Wolken, Wallfahrtsfrauen,  
Ein Uhu auf schwarzem Schloß,  
Ruinen im Abendgrauen,  
Ein Kind, ein Elfensproß,

Waldbäche, die Sagen lallen,  
Ein Fels, von Echten umhuscht,  
Glücktrunkene Nachtigallen,  
Ein Mühlrad, schilfumbuscht,

Aufzitternde Winde und Moose,  
Ein Reh an Franziskus Hand,  
Der Hauchtraum einer Rose,  
Novizen im Engelsgewand,

Kapellen, Kirchen und Klöster,  
Ein Mönch vor Madonnas Bild,  
Das Lächeln selig Erlöster,  
Die Vaters Born gestillt,

Lenzstimmen längst verklungen,  
Der Bienen Prozession  
Nahn mit Erinnerungen  
Bei deines Namens Ton.

„Und die Welt hebt an zu singen“

Von Else Nonne

Schläft ein Lied in allen Dingen,  
Die da träumen fort und fort,  
Und die Welt hebt an zu singen,  
Triffst du nur das Zauberwort ...“

Wenn's Frühling wird, wenn die Erde ihre lang gehüteten Schätze herausgibt, dann singen die Vögel, und die Sänger unter den Menschen singen auch – es ist nicht zu sagen, wieviel Frühlingslieder, wieviel herrliche Frühlingslieder wir haben in unserer deutschen Dichtung. Und keins gleicht dem andern, wie ja auch jede Blüte in der Frühlingswiese ihr eigenes Gesicht hat. Aber der Frühlingsdichter, dessen Saite wie von selber klingt, der Memnonsäule gleich, vom Strahl der Morgenröte getroffen, ist der Freiherr aus dem Osten, ist Eichendorff.

Es ist ein zartes Lied, das er singt – und doch ein starker Ton darin – das „Zauberwort“ ist getroffen – auch für unsere Zeit:

Es haben viel Dichter gesungen  
Im schönen deutschen Land.  
Nun sind ihre Lieder verklungen –  
Die Sänger ruhen im Sand.

Im Walde da liegt verfallen  
Der alten Helden Haus,  
Doch aus den Toren und Hallen  
Bricht jährlich der Frühling aus.

Aber so lange noch kreisen  
Die Stern' um die Erde rund,  
Tun Herzen in neuen Weisen  
Die alte Schönheit kund.

Und wo immer müde Fechter  
Sinken im mutigen Strauß,  
Es kommen frische Geschlechter  
Und fechten es ehrlich aus.

„Ausfechten! Ehrlich! ... frische Geschlechter! Solange die Sterne kreisen...“ ist nicht jedes Wort ein Zauberwort, Auferstehung bedeutend? Dies Lied – kann nicht verklungen, mag auch der Sänger im Sand liegen, in seiner geliebten schlesischen Heimat, die heute um ihr Deutschtum kämpft. Auf dem Poppelsdorfer Friedhof aber, wo eben die Nachtigallen unermüdlich die alte Schönheit kundtun, strahlt uns von einem Grabstein überraschend sein Name entgegen, auf halber Höhe, links vom Hohlweg. Es ist wirklich ein Sohn des Dichters, der dort seine letzte Ruhestätte fand.\*

Ist der Stein, unter welchem auf dem alten Friedhof der Sohn Schillers, Ernst v. Schiller neben seiner Mutter liegt, durch die Inschrift geschmückt „*Herzengüte, rechtlichen Sinn und klaren Geist erbte er von seinem großen Vater* –“ hier steht nur der Name – aber ein Name, unsterblich mit deutschem Lied verbunden: ein Zauberwort.

---

\* Hermann b. Eichendorff, Geh. Regierungsrat, gestorb. 17.5.1900 in Bonn, der Verfasser des Werkes „*Jos. Freiherr v. Eichendorff, sein Leben und seine Schriften*“.

## Über einige weniger bekannte Vertonungen Eichendorff'scher Gedichte

Ein Vorschlag von Adolf Bauer

In Eichendorffs Lyrik empfindet jedermann sofort das Musikalische, das Mitklingen einer Melodie beim Lesen der Verse. Kein Wunder, daß gerade seine Gedichte bei deutschen Musikern so starken Anklang fanden. Es ist freilich auffallend, daß der eine und der andere große Liederkomponist nicht zu denen zählt, die sich Eichendorff-Texte zum Vorwurf nahmen, obgleich sie ihm hätten bekannt sein und ihn hätten bezaubern müssen. Alle die, die vor dem Bekanntwerden der Gesamtausgabe der Eichendorff'schen Gedichte vom J. 1832 komponierten, sind ohne weiteres entschuldigt, da vorher des Schlesiers Lieder nur auf verschiedene, vielfach entlegene Zeitschriften verstreut waren. Wenn aber Loewe sich nicht zu unserm Liebling bekannte, so muß das einen andern Grund haben, etwa den, daß Loewe das dramatische Element bevorzugte, das bei Eichendorff, dem ausgesprochenen Lyriker, seltener zu entdecken ist. Und ähnlich wird es sich in andern Fällen (Richard Wagner) verhalten.

Fragt man sich nun allgemein, was Komponisten an der Liederwelt Eichendorffs besonders anziehen konnte, so gibt folgende Tatsache eine Antwort: Über 40-mal für eine Einzelstimme und über 20-mal für Männerchor ist vertont die „Mondnacht“ („*Es war, als hätt' der Himmel*“), 33-mal die „Frühlingsnacht“ („*Übern Garten durch die Lüfte*“), 27-mal „Die Stille“ („*Es weiß und rät es doch keiner*“). Auch das gibt zu denken, daß der Männergesangskatalog nicht weniger als 44 verschiedene Ausgaben von Mendelssohns Vertonung des Liedes „Der Jäger Abschied“ („*Wer hat dich, du schöner Wald*“) aufführt. Also besonders die Motive der Nacht, des Frühlings, des Waldes sagen dem deutschen Komponisten viel. Beachtenswert ist dabei, daß die musikalische Auslegung der Gedichte eine so sehr verschiedene ist, und zwar nicht nur bei Komponisten verschiedener Epochen, sondern auch solchen einer und derselben Zeit. Die Verschiedenheit der technischen Mittel kann indes nicht weiter befremden. Neuere Komponisten werden naturgemäß die musikalische Illustration in andrer Gestalt bringen als ältere; das ist begründet in der Zeit, in der Errungenschaften der Späteren, in der Steigerung des Technischen. Aber merkwürdig ist es doch, daß das Gedicht „Der Einsiedler an die Nacht“ („*Komm Trost der Welt, du stille Nacht*“), das mehr als 25-mal für eine Solostimme vertont ist, von Max Reger zu einem Chorwerk für Bariton, 5-stimmigen Chor und Orchester (Op. 144 Nr. I) verarbeitet wurde. Allerdings findet man es auch 8-mal im Männergesangskatalog. Man denkt hier unwillkürlich an Schumann, der Heines Ballade „Belsazar“ einer Solostimme mit Klavierbegleitung zuweist, während man für sie eigentlich ohne weiteres eine Chorkomposition erwarten sollte. Man sieht, wie mannigfach Eichendorff die Komponisten reizt.

Nun sind Mendelssohn, Schumann, Brahms, Adolf Jensen, Robert Franz, Hugo Wolf u. a.

als Eichendorff-Komponisten in aller Munde.<sup>1</sup> Auch Julius Weismann, E. J. Wolff und Justus Hermann Wetzel müssen als bekannter genannt werden; ihre Hefte werden von neueren Sängern und Sängerinnen gern zur Hand genommen. Weniger bekannt aber sind heute die im Nachstehenden verzeichneten Namen, deren Inhaber jedoch hier nur ganz kurz gekennzeichnet und bewertet werden können:

1. Joseph Dessauer (geb. 28. Mai in Prag, gest. 8. Juli in Mödling bei Wien), ein zu seiner Zeit sehr beliebter Liederkomponist, von dem wir außer Instrumentalsachen die Opern: *Lidvina, Ein Besuch in St. Cyr, Paquita, Domingo, Oberon* haben (seine Biographie verdienen wir dem bekannten französischen Juristen und Dichter Pierre Hédoin). Seine „*Lockung*“ ist ein fein empfundenes Lied, auf einem Hauptmotiv aufgebaut, harmonisch vornehm und ansprechend. Außerdem sind von ihm vertont: *Der Einsame, Meeresstille, Der Einsiedler an die Nacht, Nachklang, Das Mädchen*.
2. Der bekannte und verdienstvolle Theoretiker Joh. Gottfr. Heinrich Beller mann (geb. 10. März 1832 in Berlin, gest. 10. April 1903 zu Potsdam), der vorzugsweise A-cappella-Musik geboten hat, und dessen 16-stimmige Messe heute noch als das bedeutendste kontrapunktische A-cappella-Werk gilt, hat seine aus dem Jahre 1852 stammenden Lieder „*Abendlied*“, „*Der Einsiedler*“, „*An die Nacht*“, „*Gute Nacht*“, „*Nachts*“ durchweg strophisch gearbeitet; er archaisiert etwas. Im Vergleich mit seinen Chorwerken sind diese Klavierlieder weniger bedeutsam.
3. Auf weit höherer Stufe steht „*Nachtwanderer*“ in der Vertonung von Karl Anton Florian Eckert (geb. 7. Dez. 1820 zu Potsdam, gest. 14. Okt. 1879 in Berlin), der Kapellmeister am *theatre italien* in Paris, an den Hoftheatern Wien und Stuttgart war und später an Stelle von Taubert und Dorn erster Hofkapellmeister in Berlin wurde. Die charakteristische Begleitung macht das Lied bei ihm zu einem wirkungsvollen Stimmungsbild.
4. Auch Julius Stern (geb. 8. Aug. 1820 in Breslau, gest. 27. Febr. 1883 zu Berlin), der Begründer des nach ihm benannten und schnell zu einem der angesehensten Verein in Deutschland gewordenen Sternschen Gesangsvereins, schrieb zwei Lieder nach Eichendorff, „*Nachtwanderer*“ und „*Anklang*“. Beide tragen der Textstimmung Rechnung und werden, zumal das letztere, bei aller Einfachheit der Conzeption nicht ohne Wirkung sein.
5. Ein gleiches wird man vom op. 2 Nr. 6, „*Der letzte Gruß*“ des berühmten Hermann Levi (geb. 7. Nov. zu Gießen, gest. 27. Febr. 1883 in Berlin), sagen dürfen, der bekanntlich 1882 in Bayreuth die erste Aufführung von Wagners „*Parsifal*“ leitete.
6. Dasselbe Gedicht „*Der letzte Gruß*“ nahm sich auch J. Beer zum Vorwurf; seine Vertonung ist zwar volkstonartig, einfach und anspruchslos, aber fast unbedeutend.
7. Dagegen ist „*Nachtklänge*“ aus op. 8 von E. Streben in der Stimmung recht gut getroffen.
8. Wie viele mögen noch wissen, daß Gustav Adolf Pressel (geb. 11. Juni 1827 in Tübingen, gest. 30. Juli 1890 zu Berlin), ein Schüler von Sechter-Wien (auch Anton Bruckner zählt zum Schülerkreis Sechters), der Komponist der köstlichen Melodie des Weserliedes ist? Unter den

---

<sup>1</sup> Über sie s. den prächtigen Aufsatz von Ludwig Heß „*Eichendorff in der Musik*“ („*Der Oberschlesier*“ VII 1925, 282–286, wo außer den oben Genannten noch Arnold Mendelssohn, Rich. Wetz, Levi, Dessauer und Glück besprochen sind. Heß selbst gehört zu den von Eichendorff begeisterten Tondichter (287). Über Hugo Wolf vergl. auch die ganz hervorragende Abhandlung von Helmut Schultz, *Hugo Wolfs Eichendorff-Lieder* in „*Aurora*“ Bd. II (1932) [auch Adolf Bauer hat Eichendorffsches vertont].) Die Schriftleitung.

vielen schönen Liedern Pressel verdienen die auf Eichendorffsche Verse besondere Beachtung. So das einfache, ausdrucksvolle „*Der letzte Gruß*“; von den sechs Strophen sind merkwürdigerweise zur zwei genommen. Das durchkomponierte „*In einem kühlen Grunde*“ zählt zu den bis jetzt besten Vertonungen dieses Textes; schade, daß man ihm so selten begegnet.

9. Eine große Anzahl von Liedern schrieb Gustav Hass e (geb. 4. Sept. 1834 zu Peitz, gest. 31. Dez. 1889 in Berlin), ein Schüler des Leipziger Konservatoriums und in Berlin Schüler von Fr. Kiel und Fr. Kröll. Ihn, der auch als Klavierlehrer geschätzt war, hatten die auf Eichendorffsche Texte komponierten Lieder vorteilhaft bekannt gemacht. Man denke an: „*Erinnerung*“, „*Über die beglänzten Gipfel*“, „*Dort unten wohnt sonst mein Lied*“, „*Bleib bei uns*“, „*Alle Blumen sprechen leis*“, „*Adler*“, „*Thür und Fenster hab ich offen*“, „*Dein Bildnis wunderselig*“, „*Morgenständchen*“, „*Der Boté*“, „*Lindes Rauschen in den Wipfel*“! Die durchweg prächtigen Lieder mit ihrer feinen, charakteristischen Klavierbegleitung müßte man öfter, viel öfter zu hören bekommen.

10. Zu den weniger bekannten Komponisten Eichendorffscher Dichtungen zählt weiter der 1868 verstorbene Norwege Halfdan Kjerulf, eine feine, destinguierte Natur, wie geschaffen für die Vertonung nordischer und englischer Gedichte und deswegen in seinem Vaterlande sehr beliebt und geschätzt. Nicht so glücklich war er in der Vertonung des Eichendorffschen „*Der Einsiedler an die Nacht*“, das er als strophisches Lied behandelt. Doch müssen wir Deutsche uns freuen, daß ein Ausländer sich von Eichendorff anregen ließ, und ihm zugute halten, daß er eben nicht Deutscher war.

11. Aus den „*Zehn Liedern*“ von E. S. Engelsberg ist das achte, „*Leontine*“, ein Eichendorffscher Text, und

12. aus „*Drei Lieder, II. Folge*“ von Gräfin A. Mier, das erste „*In der Fremde*“.

Auch bei diesen Tondichtern läßt sich ersehen, wie viel verschiedene Lichter Eichendorff in Komponisten anzuzünden vermochte, obwohl auch sie alle zusammen noch nicht alle Seiten seiner Lyrik zu tönendem Leben erwacht haben. Es wäre sehr erfreulich, wenn diese notgedrungen wenigen Zeilen dazu anregen würden, die oben besonders hervorgehobenen Lieder bei Konzerten, bei Eichendorff-Festen und Eichendorff-Abenden wieder aufleben zu lassen. Das wäre nicht allein ein Dank an jene Komponisten, sondern vor allem ein Dank an den Dichter Eichendorff selbst, der uns durch seine Dichtungen so hoch beglückt.

## Eichendorff-Denkmäler und Gedenksteine

Von Karl Freiherr von Eichendorff

### Neisse

Am 10. März 1880 veröffentlichte ein aus den Spitzen der Behörden und angesehenen Bürgern der schönen Neissestadt bestehender Ausschuß einen schwungvollen Aufruf zur Errichtung eines Eichendorff-Denkmals. Durch diesen Appell an die Öffentlichkeit hoffte man allmählich die Mittel zur Aufstellung eines der Bedeutung des Dichters entsprechenden Standbildes an einer der belebtesten Stellen der Stadt, in den neuen Anlagen am Breslauer Tore, flüssig zu machen. Von einem für das Unternehmen begeisterten schlesischen Künstler, Kuno von Uechtritz-Steinkirch, war auch bereits eine allgemeinen Beifall findende Modellskizze ausgearbeitet worden, deren Ausführungskosten in Bronze und schlesischem Granit auf 36 000 Mark berechnet wurden. Leider blieb der Erfolg des Aufrufes weit hinter allen Erwartungen zurück. Dank der Opferwilligkeit weiter städtischer Kreise und der werktätigen Unterstützung durch die Neisser Vereine wurde jedoch die Errichtung eines schlichter gehaltenen Monumentes in unmittelbarer Nähe der Stätte ermöglicht, wo Eichendorff seinen Lebensabend verbrachte und wo man ihn zur letzten Ruhe bettete. Die Gesamteinnahmen beliefen sich auf 6 800 Mark. Als Enthüllungstag war zunächst der 10. März 1888, der hundertste Geburtstag des Dichters, in Aussicht genommen, da die Trauer über das Ableben des großen Kaisers eine Feststimmung damals aber nicht aufkommen ließ, entschloß man sich, die Feier auf den 2. Mai zu verlegen. Unter den lauschigen Bäumen des Eichendorff-Platzes, fern vom Lärm und dem Getriebe der Stadt, versammelte sich an dem genannten Tage, neben den Vertretern der Zivil- und Militärbehörden, eine unabsehbare Volksmenge. Eingeleitet und getragen wurde die Feier durch die Musikkapelle des 23. Infanterie-Regiments, die vereinigten Männergesangvereine brachten Eichendorff'sche Lieder zu Gehör, den Beschluß bildeten eine Rezitation des schlesischen Dichters „Philo vom Walde“ (Lehrer Johannes Reinelt), sowie warmherzige, gehaltvolle Ansprachen von Justizrat Grauer, im Auftrage des Komitees, und des Bürgermeisters Warmbrunn, als Vertreter der Stadtgemeinde. – Das von dem Breslauer Bildhauer E. Seeger, einem Neisser Kinde, angefertigte Denkmal besteht aus einem zweistaffeligen Sockel aus geschliffenem schlesischen Granit, einem dunkelgrünen Postament aus poliertem Syenit und der aus Bronze gegossenen überlebensgroßen Büste des Dichters. Das Fußgestell trägt, von Lorbeer und Eichenlaub umkränzt, die Inschrift: „Joseph Freih. v. Eichendorff 1788/1857“ und als Embleme eine Harfe und das Familienwappen.

### Hohenbirken bei Ratibor

Von dem, auf Anregung der Pflugschaft Hohenbirken, einer Abzweigung des Volkswohlfahrtsvereins des Landkreises Ratibor, im Stadtwalde an denkbar schönster Stelle, errichteten Eichendorff-Denksteine genießt man einen prächtigen Ausblick auf Schloß Lubowitz, die Geburtsstätte

des Dichters. Auf einem von Feldsteinen gebildeten Sockel ruht ein zwei Meter hoher erraticcher Granitblock, mit der Widmung:

Dem Sänger des Waldes  
Joseph Freiherrn von Eichendorff  
Hohenbirken  
26.XI.1907.

Unter zahlreicher Beteiligung von Vereinen und Schulen fand am fünfzigsten Todestage des Dichters, in Anwesenheit der städtischen Körperschaften und von Vertretern des Landkreises die Enthüllungsfeier statt. Nach Ansprachen des Hauptlehrers Piegsa–Hohenbirken und des Pfarrers Riedel–Pogrzebin, ergriff Oberbürgermeister Bernert das Wort, Schutz und Pflege des Denkmals versprechend.

Unter der jetzigen polnischen Herrschaft ist, wie die abgeschlagenen Stücke und die Einschüsse beweisen, von ruchloser Hand wiederholt der Versuch gemacht worden, den Felsblock, einen der größten Findlinge Ost-Oberschlesiens, zu zerstören. Noch am 27. November v. Js., vor Beginn einer von der Kattowitzer Singgemeinde zu Ehren des Dichters veranstalteten Feier, wurde der Denkstein während des deutschen Gottesdienstes mit Teer besudelt. Die während des Festaktes niedergelegten Kränze fand man am nächsten Morgen vollständig zerrissen vor.

#### Ratibor

Anläßlich des 50-jährigen Todestages Eichendorffs faßte der Ratiborer Männergesangverein „Liedertafel“, im Hinblick auf sein bevorstehendes 75. Jubelfest, den Beschluß, das Andenken des heimatlichen großen Dichters durch Aufstellung eines würdigen Denkmals zu ehren. Durch einen Weckruf an die deutschen Männergesangvereine hoffte man die erforderlichen Geldmittel zusammenzubringen. Da die von 800 Vereinen zur Verfügung gestellten Spenden zur Deckung der Kosten jedoch nicht ausreichten, sah die „Liedertafel“ sich genötigt, zur Ausgleichung des Fehlbetrages die Mithilfe von Stadt und Land in Anspruch zu nehmen. Das an verkehrsreicher Straße gelegene, jetzt den schönsten Schmuck der Stadt bildende Denkmal ist eine Schöpfung des in Ratibor geborenen Bildhauers Professor Johannes Boese (Berlin), dessen Kunst gerade in diesem Werke in hellstem Lichte erscheint. Auf einem einfachen Sockel von rötlichem Harzgranit, der vorn die Inschrift trägt: „Joseph Freiherr von Eichendorff 1788 bis 1857“ und auf dessen Rückseite die Widmung eingemeißelt ist: „Dem Sänger des deutschen Waldes errichtet von deutschen Sängern und Sangesfreunden. Enthüllt am 75-jährigen Stiftungsfeste des M.G.V. Liedertafel Ratibor, am 26. September 1909“, erhebt sich in Bronzeuß, auf einem Eichenstamme sitzend, die überlebensgroße Figur des jugendlichen Dichters. Die Kosten des 4,10 m hohen Standbildes beliefen sich auf rund 12 000 Mark. Gleichzeitig mit der Feier des 75. Vereinsjubiläums fand am 26. September 1909 die Enthüllung des Denkmals in Gegenwart von etwa 50 Vereinen vor tausenden von Personen statt. Die Festrede hielt der Vorsitzende der Liedertafel Dr. Kreis. Bei der Übernahme des Monumentes in den Besitz der Stadt wies Oberbürgermeister Bernert darauf hin, daß es wohl ohne Beispiel dastehe, daß ein Verein sein Jubiläum zum Anlaß nehme, um seine Heimatstadt durch ein Geschenk von so hohem Kunstwert zu erfreuen.

## Breslau

Im Jahre 1905 fand sich eine Anzahl Eichendorff-Verehrer zu dem Zwecke zusammen, dem Dichter, der sich in den Herzen seiner Heimatgenossen, ja weit darüber hinaus, so weit die deutsche Zunge klingt, längst ein *monumentum aere perennius* gesetzt hatte, in der Reichshauptstadt ein auch weitgehenden Ansprüchen genügendes Standbild zu errichten. Der von P. Dr. Expeditus Schmidt verfaßte, von 279 Trägern klangvoller Namen unterzeichnete Aufruf entbehrte nicht des Erfolges, doch wurden gleich zu Anfang der Werbetätigkeit Stimmen laut, die Berlin als Aufstellungsort ablehnten und für Halle oder Breslau in die Bresche traten. Den von gegnerischer Seite angeführten Gründen verschloß sich der geschäftsführende Ausschuß des Denkmalkomitees auf die Dauer nicht, aber erst als der Breslauer Magistrat sich bereit erklärte, einen größeren Beitrag zur Verfügung zu stellen, falls die Entscheidung für Breslau ausfiele, neigte sich das Zünglein der Wage zu Gunsten der schlesischen Metropole. Einschließlich des von der Stadt Breslau bewilligten Zuschusses, verfügte das Komitee über einen Betrag von rund 28 000 Mark. Nachdem die Geldfrage auf diese Weise ihre Erledigung gefunden hatte, verblieb dem neugebildeten Denkmalausschusse, an dessen Spitze nunmehr der Breslauer Universitätslehrer Professor Richard Foerster trat, in der Hauptsache nur noch die Aufgabe für einen passenden Aufstellungsplatz Sorge zu tragen und sich zur Ausführung geeignete Entwürfe zu verschaffen. An dem vom Preisrichterkollegium ausgeschriebenen Wettbewerb beteiligten sich 60 Künstler mit 65 Entwürfen. Mit der Ausführung wurde der Bildhauer Alexander Kraumann aus Frankfurt a. M., der sich bereits mehrfach als Kleinplastiker erfolgreich betätigt hatte, beauftragt. Auf dem mit zwei flach gehaltenen Reliefs geschmückten Sockel erhebt sich die lebensgroße, jugendlich schlanke Bronzefigur des Dichters, ihn darstellend, wie er raschen Schrittes lebhaft und wanderfroh dahinschreitet. Zu der am 27. Juni 1911, unter hochragenden, breitästigen Eichen, an einer der lauschigsten Stellen des Scheitniger Parkes stattgefundenen stimmungsvollen Enthüllungsfeier waren Abgeordnete der staatlichen und städtischen Behörden, der Gelehrtenwelt und der Künstlerschaft in großer Zahl erschienen. Als Vertreter der Familie wohnte der älteste Enkel des Dichters, Hartwig Freiherr v. Eichendorff, damals Oberstleutnant beim Stabe des 3. Garderegiments z. F., der Feier bei. Ein dichter Schwarm von Zuschauern umlagerte den streng abgesperrten Festplatz.

## Neustadt OS

Zwei Monate nach der Enthüllung des Breslauer Eichendorff-Denkmal wurde dem Dichter im Stadtwalde von Neustadt OS, an weithin sichtbarer Stelle, von der sich dem Auge ein überraschend schöner Ausblick auf die in der Ferne verblauenden Berge eröffnet, ein Denkstein errichtet. Seine Entstehung verdankt das Monument der Anregung und unermüdlchen Tätigkeit des fürstbischöflichen Archiv- und Museumsdirektors Professor Dr. Alfons Nowack, der damals als Religionslehrer in Neustadt wirkte. Der Denkstein besteht aus einem nach oben sich verjüngenden unbehauenen Granitblock von 3,20 Meter Höhe, dem ein aus Felsstücken zusammengesetzter, 1,30 hoher Sockel als Grundlage dient. Auf der Vorderseite ist in Bronze das Reliefbild des Dichters eingelassen, die Rückseite ziert der erste Vers des Liedes „*O Täler weit, o Höhen*“ und die Jahreszahl 1911. Zu der Enthüllungsfeier hatten sich außer den Komiteemitgliedern, die städtischen Körperschaften, ein aus den Mitgliedern des Männergesangvereins und

des Gesangsvereins „Liedertafel“ zusammengesetzter Chor, sowie viele hunderte von Teilnehmern aus Neustadt und den umliegenden Ortschaften eingefunden. Die Weiherede hielt Prof. Nowack, als Vorsitzender des Denkmalkomitees.

#### Rauden

In Rauden OS, dem Sitz der Herzoge von Ratibor, wurde am 14. Juli 1929 ein Eichendorff-Denkmal eingeweiht, das der Großvater des jetzigen Schloßherrn im Jahre 1891 durch den Bildhauer E. Seeger für Lubowitz, die Geburtsstätte des Dichters, hatte anfertigen lassen, dessen Aufstellung aber damals aus unbekanntem Gründen unterblieb. Die aus Bronzeuß bestehende Büste steht auf einem Sockel, der die Inschrift trägt: „Dem deutschen Dichter Joseph Freiherrn von Eichendorff, geboren in Lubowitz am 10. März 1788, gestorben zu Neisse am 26. Nov. 1857 errichtet dieses Denkmal Victor Herzog von Ratibor“. An der Enthüllungsfest nahmen der Gesangsverein, der Krieger- und Turnverein, die Feuerwehr und die Schule, unter der Leitung des Rektors Holubek, teil. Rentmeister Wiechulla hielt die Festrede und übergab das Denkmal dem Gesangsverein zur Pflege und Wartung. – (Abbild. *Aurora* III. S. 41).

#### Neutitschein (Mähren)

Auch jenseits der Landesgrenze rüsteten schlesische Stammesbrüder zu größeren Kundgebungen. So wurde im Mendelpark der Stadt Neutitschein im Juli 1931 ein von dem Wiener Bildhauer Leopold Hohl verfertigtes Standbild enthüllt, das nicht den Dichter selbst zur Darstellung bringt, sondern eine seiner schönsten dichterischen Gestalten, den unsterblichen „*Taugenichts*“. Über die gelegentlich der Denkmalsenthüllung stattgefundenen Festlichkeiten wurde im letzten Jahrgange der „*Aurora*“ eingehend berichtet. (Abbildung s. „*Aurora*“ II. S. 49).

#### Sedlnitz

Besondere Beachtung verdient die am 9. und 10. Juli 1932 in Sedlnitz bei Freiberg in Mähren stattgefundenen Eichendorff-Gedächtnisfeier, zumal es sich hier um eine vom deutschen Brudervolke abgetrennte Landgemeinde handelt, die von keiner Seite eine Unterstützung zu erwarten hatte, der aber kein Opfer und keine Mühe zu groß war, wenn es galt, das vorgesezte Ziel zu erreichen. Von Schulkindern wurden Jahr für Jahr durch Theateraufführungen erzielte kleine Beträge zurückgelegt, die Dorfjugend unterzog sich freudig der mühsamen Arbeit, gewaltige Granitblöcke herbeizuschaffen. Der annähernd 3 Meter hohe Denkstein erhebt sich inmitten hübscher Anlagen, zwischen den beiden Einfahrtstoren des Schlosses, in dem der Dichter, namentlich in seinen letzten Lebensjahren so gerne verweilte, und trägt von der Hand des jungen Neutitscheiner Bildhauers Ernst Kubiens (Wien) Eichendorffs Bronzebildnis. Zur Enthüllungsfest hatten sich von nah und fern so zahlreiche Gäste eingefunden, daß der geräumige Schloßhof sie kaum zu fassen vermochte. (Abbildung s. „*Aurora*“ III, S. 41).

#### Halle a/S

Schließlich sei noch einer Huldigung gedacht, die dem Dichter in Halle an der Saale zuteil wurde. Das auf dem sogenannten Trothaer Felsen stehende Denkmal stellt eine Ruhebank aus Granit dar, in deren Mitte sich ein Sandstein-Obelisk erhebt. An der Vorderseite des letzteren sind die beiden ersten Strophen des Eichendorffschen Gedichtes „*Bei Halle*“ eingemeißelt.

Daß es bis jetzt nicht gelungen ist, dem Dichter in seiner von zartsinnigen, empfindsamen Kindheitserinnerungen umspunnenen Heimat, wo noch heute ein Hauch von Poesie Schloß und Park umweht, eine Gedächtnisstätte zu schaffen, ist schwer verständlich. Auch in Notzeiten findet sich, wie die Vorgänge in Sedlnitz beweisen, dort, wo ein fester Wille ist, auch Rat und ein gangbarer Weg. Verstummen müssen die immer wieder auftauchenden Klagen schwer enttäuschter Besucher von Lubowitz über die Interesslosigkeit der Bevölkerung und der maßgebenden Stellen. Die nach dem Abbruch der alten Holzkirche im Jahre 1909 auf dem Friedhofe aufgestellten Grabplatten naher Angehöriger des Dichters sollen sich, wie berichtet wird, in äußerst verwahrlostem Zustande befinden, auf Eichendorff bezügliche Ansichtskarten im Orte überhaupt nicht erhältlich sein. Zeitungsnachrichten zufolge, muß der weitaus größere Teil der Lubowitz aufsuchenden Verehrer des großen Romantikers sich damit begnügen, die fernen Bergeshöhen und die in unmittelbarer Nähe des Parkes vorüberfließende Oder von irgend einem erhöhten Standpunkte aus auf sich wirken zu lassen, denn, daß zum Betreten von Haus und Park eine besondere Genehmigung der herzoglichen Verwaltung erforderlich ist, werden die meisten Besucher zu ihrem Schaden erst in Lubowitz in Erfahrung bringen.

## Eichendorff

Von Franz Langheinrich

Oft sank des Laubwalds Prangen,  
Herbst ward es so manches Mal,  
Seit du von den Bergen gegangen  
Hinunter ins dunkle Tal.  
Hinunter ins Tal mit den Grüften –  
Da schlafen die Schläfer so stumm –  
Du aber bist wach in den Lüften,  
Dein Waldhorn tönt um und um.

Wohl klagt es von Tod und Bahre –  
Doch ruft sein Laut so warm  
In jedem jungen Jahre  
Dem Spielmann, dem Frühling Alarm;  
Dem Frühling Alarm, und den Herzen,  
Die miteinander gehn,  
Wenn voller Mondlichtkerzen  
Die Blütenbäume stehn.

Es lobt in den wogenden Feldern  
Des Schöpfers Allgewalt;  
Es bangt mit dem Wild in den Wäldern,  
Wenn nächtlich das Jagdrohr hallt.  
Und braust in den Kelterstufen,  
Und schäumt in die Fässer der Wein,  
So hör ich dein Waldhorn rufen,  
Du Treuer, im Frührotschein:

Seid wach! seid wach! ihr Frommen,  
Wenn auch der Winter dräut,  
Es muß ein Frühling kommen,  
Der alle Herzen freut.  
Dann steh' ich an eurer Seite,  
Dann heb' ich mein Horn an den Mund,  
Von dem höchsten Berg in die Weite  
*Grüß dich, Deutschland, aus Herzensgrund.*

[Abbildungen: Eichendorffdenkmal Breslau von Alexander Kraumann  
Eichendorffdenkmal Ratibor von Johannes Boese]

## Wie das deutsche Volk des 75. Todestages Eichendorffs gedachte

Den Auftakt zum Gedenken von Eichendorffs 75. Todestage (26. November 1932) gaben die Eichendorff-Kundgebung anlässlich der 8. Schlesischen Kulturwoche in Ratibor, die Errichtung des Eichendorffgedenksteins in Sedlnitz im Kuhländchen und eine Reihe von Feiern, die Dr. Dietert von der Kugelgenstadt Ballenstedt aus veranstaltete. Wir berichteten darüber bereits im vorigen Jahre und geben heute nur noch nachträglich eine abschließende Übersicht.

Auf meinem Schreibtisch liegen gegen 400 Zeitungsausschnitte, die über Eichendorffgedenken und -Feiern anlässlich des 75. Todestages des Dichters berichten. Diese große Anteilnahme ist ein gutes Zeichen, daß gerade unsere heutige Zeit wieder mit offeneren Sinnen und mit Liebe den Wert Eichendorffs empfindet und für sein Werk sich einsetzen möchte.

Besonders eindrucksvoll waren die Feiern in Neisse. Einen schönen Auftakt gab das goldene Jubelfest der Neisser Ortsgruppe des Schles.-Mähr. Sudetengebirgsvereins im Oktober 1932. Bei der Eichendorff-Feier im Rahmen dieser Veranstaltung großen Ausmaßes hielt Rechtsanwalt Nehlert, ein altbewährter Vorkämpfer für das Werk unseres Dichters, die Festansprache (vergl. die Zeitschrift des Vereins, „*Altwater*“, Nr. 11 u. 12, Jahrg. 51, Schriftleiter Professor Franz Peschel-Freiwaldau).

Ein außergewöhnliches Erlebnis war dann die allgemeine Neisser Gedenkfeier, die der Magistrat zusammen mit den örtlichen kulturellen Vereinigungen und unter starker Beteiligung der Bevölkerung veranstaltete. Bei der Weihestunde am Grabe Eichendorffs auf dem Jerusalemer Friedhof, bei der Joseph Thamm den musikalischen Teil leitete und Erzpriester Wawra warmherzige Gedenkworte sprach, ließen Kränze niederlegen die Stadt Neisse, die Neisser Gesangsvereine, der Oberpräsident und der Landeshauptmann der Provinz Oberschlesien, die Deutsche Eichendorff-Stiftung und der Enkel des Dichters, Karl Freiherr von Eichendorff. Bei der Gedenkfeier im Neisser Stadthaus hielt Rektor Beuchel die Gedenkrede. Eichendorff, dessen sterbliche Hülle auf dem Jerusalemer Friedhof in Neisse begraben liege, sei nicht tot, er lebe weiter: „Er lebt in unseren Kehlen und in unseren Herzen, er lebt in der Jugend und in uns grau gewordenen Männern, er lebt in Wald und Heide, im Konzertsaal und in den Schulen, er lebt, wo immer deutsche Sängler zusammenkommen und deutscher Sang gen Himmel schallt. Er spricht zu uns noch heute wie ein lieber Freund... Er gibt nichts Deutscheres als Eichendorff. Er ist einer von den Dichtern, die nicht sterben und nicht altern, ein ewiger Jüngling, ein Sonntagkind der deutschen Literaturgeschichte. Schon der Klang seines Namens löst ganz eigenartige Gefühle in uns aus. Es ist, wie wenn der Name Eichendorff umwoben wäre mit einem Schleier von Waldromantik, und Bilder von Spitzweg, Moritz von Schwind, Ludwig Richter tauchen auf, und die leise fromme Weise Karl Maria von Webers schlägt an unser Ohr, wenn wir den Garten Eichendorffscher Dichtkunst betreten. Ist's nicht, als wenn uns schon beim Klange des Namens Eichendorff eine liebe Hand erfaßte und uns hineingeleitete ins Wunderland der Poesie, ins Land voller Märchenzauber und Blütenduft, voll Waldesrauschen und Vogelsang, voller Liebeswonne und Liebesweh?“ Bei der Neisser Eichendorff-Feier versprach der Regierungsvertreter, Vizepräsident Dr. Fischer, Unterstützung der Regierung bei unserem Plane, das Eichendorffsterbehaus in Neisse zu sichern und dort später oder früher ein deutsches Eichendorffmuseum einzurichten.

Am Sonntag, den 17.11.33 konnte in der Neisser Friedrichstadt vorgelagerten alten Festungswällen (Charlottenhöhe) eine Eichendorffwarte eingeweiht werden, welche Ehrung des Dichters wir an erster Stelle Regierungsrat Dr. Stiller verdanken, der auch bei früheren Gelegenheiten sich bereits nachdrücklich für Eichendorff einsetzte. Oppeln als Sitz der Deutschen Eichendorff-Stiftung ließ im Rahmen der „Schlesischen Tage

1932<sup>4</sup> seine große und gelungene oberschlesische Eichendorff-Kundgebung tragen von der Eichendorff-Stiftung, der Oppelner Eichendorff-Gemeinde, dem Musikverein Oppeln und dem Schutzverband deutscher Schriftsteller, Gau Oberschlesien. Oberpräsident Dr. Lukaschek begrüßte im Namen der Staatsbehörden und der Deutschen Eichendorff-Stiftung. Der Musikverein unter Leitung von W. Petruschke gab Eichendorffchöre des oberschlesischen Tondichters Richard Wetz zu Gehör, die Gedenkrede hielt Dr. Friedrich Castelle. Er ist ja einer der treuesten Eichendorff-Freunde und stellte von jeher seine gute Vortragskunst in den Dienst Eichendorffs. So hat er im vorigen Jahre anlässlich des 75. Todestages Eichendorffs in den verschiedensten Gegenden Deutschlands für unseren großen Schlesier gesprochen, so bei den Eichendorff-Feiern in Elberfeld, Dortmund, Düsseldorf, Bremen, Münster, Lübeck, Köln, Forst, Kottbus, Berlin. In Ratibor ist es eine schöne Sitte geworden, vor dem Denkmal des Dichters am Landratsamt Singstunden der Bevölkerung darzubieten. So hielt es die Ratiborer Sängerschaft, die ja das Ratiborer Denkmal schaffen half, selbstverständlich auch beim 75-Jahr-Gedenken.

Großangelegte und gutklingende Eichendorff-Abende veranstalteten dann noch u. a. München, Nürnberg, Augsburg, Hof, Hildesheim, Hamburg, Oldenburg, Saarbrücken, Konstanz, Danzig, Breslau (z. B. Breslauer Sängervereinigung unter Paul Neumann).

Danzig, Oppeln und Ballenstedt zeigten freundlich aufgenommene Eichendorff-Ausstellungen. Die Danziger Ausstellung wurde durch Museumsdirektor Professor Dr. Keyser eröffnet, Oberlyzeallehrerin Langer-Oppeln überbrachte die Grüße der Deutschen Eichendorff-Stiftung. Um das Zustandekommen der Danziger Ausstellung und die Eichendorfffehrungen in Preußen bemühte sich Carl Lange, der Herausgeber der „*Ostdeutschen Monatshefte*“. Die Technische Hochschule in Danzig stiftete einen Eichendorff-Preis (für wissenschaftliche Forschung auf dem Gebiete der Danziger Kulturgeschichte). Bei dieser Feier sprach Hochschulprofessor Dr. Kindermann über „*Eichendorffs deutsche Sendung*“.

Ehrensache, daß besonders in Schlesien und Oberschlesien wohl in den meisten Orten, auch in kleinen Walddörfern, Eichendorffgedenken stattfanden. Die Schulen in den Provinzen Ober- und Niederschlesien wurden von der Regierung, einer Anregung der Deutschen Eichendorff-Stiftung folgend, zur Veranstaltung von Eichendorff-Gedenkstunden verpflichtet.

Von den Eichendorff-Feiern in Schlesien wurde die im polnisch gewordene Hohenbirken zu einem erheben den Deutschumsbekenntnis. Veranstalter war hier die Kattowitzer Singgemeinde. Schon am Tage vorher, am Sonnabend, versammelte sich der Chor vollzählig in Hohenbirken und unterhielt die Dorfbevölkerung mit gesanglichen Darbietungen. Am Sonntagmorgen wurde in der Dorfkirche eine deutsche Messe gesungen. Da traf die Nachricht ein, daß während der Messe die deutsche Aufschrift auf dem Eichendorffstein mit Teer überstrichen worden sei; ein Zeichen, wie unvernünftig der Deutschenhaß in Ostoberschlesien am Werke ist. Petroleum und eilige Burschenhände beseitigten bald diese traurige Heldentat. Mittags gings mit Klampfenmusik hinaus zum Eichendorffstein, voran die Singgemeinde, dahinter, dicht gedrängt, die Schulkinder und dann fast das ganze Dorf. Einstimmiger, mehrstimmiger und Chorgesang der bekannten Eichendorfflieder wechselten ab. Die Texte wurden als Flugblätter verteilt, sodaß alles mitsingen konnte. Einer der Sänger erzählte schlicht vom Eichendorff und dieser seiner Heimat. Wie häufig hat Eichendorff jene Höhen zwischen Hohenbirken und Pogrzebin, wo seine Braut wohnte, durchstreift. Noch heute schauen die Mauern des alten Larisch-Schlusses von der Höhe weit in das Odertal hinein.

Allgemein bekannt dürfte sein, daß auch der deutsche Rundfunk des 75. Todestages Eichendorffs gedachte und die deutsche Presse in Wort und Bild nicht nachstehen wollte.

Die Deutsche Eichendorff-Stiftung sah es als ihre Aufgabe an, im vorigen Jahre Alldeutschland zu diesen Eichendorff-Feiern aufzurufen und für die Eichendorff-Gedenkstunden auch gleich geeignete Stoffe zur Verfügung zu stellen, neben den Eichendorff-Jahrbüchern, dem romantischen Almanach „*Aurora*“, das Eichendorff-Spiel „*Kasperl und Annerl*“ von Alfons Hayduk und den Lesebogen „*Der unsterbliche Eichendorff*“, der in einer Auflage von 16 000 verbreitet werden konnte, nicht nur innerhalb des Deutschen Reiches, sondern auch beispielsweise in Danzig und in Österreich.

Karl Szodrok

## Eigenartiges Gedenken

Des ist der grimmig Löw erwacht,  
Er lauert und ist ungeschlacht  
Über der Nachtigall Gesang“.

Hans Sachs, 1523

Eichendorffs 75. Todestag brachte uns eine solche Flut von Presse-Huldigungen, daß es nicht möglich erscheint, auch nur die allerwichtigsten von ihnen an dieser Stelle zu registrieren. Nur eines, gottlob einer überwundenen nachrevolutionären Epoche der Unkultur angehörenden Gedenkartikels sei hier gedacht, der uns Einblick in eine andere geistige Welt gewährt und bei manchen unserer Leser ein stilles Lächeln auslösen wird. In der Zeitung „*Berlin am Morgen*“ vom 27. November v. Js. kommt Klassenhaß übelster Art gegen den „stark reaktionären Dichter, zu dessen Busenfreunden sämtliche Lakaien des Metternich-Systems gehörten“, hemmungslos zum Ausbruch. F. Leschnitzer schreibt hier u. a.: „... Das zeitgenössische Kleinbürgertum, in sklavischer Hörigkeit vor dem Geschmack der Feudalaristokratie, vergötterte ihn (Eichendorff) wegen seines, dem altheutschen Volkslied verwandten, inhaltlich armseligen, formal ‚anmutigen‘ Versgeklingels, vor allem aber wegen seiner Novelle ‚*Aus dem Leben eines Taugenichts*‘: Der angeblich ‚tiefen‘ Selbstdarstellung eines ‚reinen Toren‘, der vor Grafen kuscht, mit Gräfinnen kokettiert und sich außerhalb seiner himmelblauen Traumwelt überall wie ein drollig-alberner Tölpel bewegt. Es ist bezeichnend, daß Thomas Mann ein Bekenntnis zu dieser Novelle mit einem Lobgesang auf die bürgerliche Lebensweise und einem Haßgesang gegen die revolutionäre Aktivität verknüpft hat. Für die Werktätigen ist Sang und Klang der Eichendorff-Poesie sang- und klanglos versunken... Die Arbeiterklasse... bekennt sich in der Literatur wie in der Politik zu einem Rot, das tiefer glüht als das Morgenrot der Narrenromantik“.

In auffallendem Gegensatz zu diesem Bekenntnis steht ein Festartikel der gesinnungsverwandten „*Münchener Post*“ vom 25. November v. Js., der mit folgenden Worten schließt:

„Auch für den Geharnischtesten unter uns ist der Klassenkampf nicht Zweck, sondern Mittel; ein armer Tropf bleibt er ohne die stillen Stunden, da ihm die ganze schimmernde Schönheit der Eichendorff’schen Welt aufgeht“. – Was sagt F. Leschnitzer zu dieser Kennzeichnung seiner Eigenart durch einen Parteigenossen? – Sein „Rot“ ist noch blutiger als dasjenige der Sowjets, denen die Eichendorff-Gemeinde in Moskau kein Dorn im Auge ist. –

Nicht alle Veröffentlichungen gelegentlich der Eichendorff-Gedenkfeier sind als Musterleistungen gedrängter Biographien zu bewerten, manche von ihnen verraten sogar eine erstaunliche Unkenntnis des Lebens und Schaffens des Dichters. So versichern einige Artikelschreiber, daß Eichendorff zu Berlin in den Sielen gestorben und auf dem dortigen Jerusalemer Friedhofe bestattet sei, andere behaupten, auf seinem Familiengut St. Rochus sei ihm vom Tode die Feder aus der Hand genommen worden. Den Vogel aber schoß ein Berichterstatter ab, der seinem Unwillen darüber Ausdruck gab, daß man den Sänger des deutschen Waldes und der deutschen Sehnsucht „fern seiner schlesischen Heimat, in Jerusalem“ beigesetzt habe. Aus allen Kundgebungen aber erkennt man, daß Eichendorff, der an den Lebens- und Zukunfts-

fragen unseres Volkes mit ganzer Seele Anteil nahm, allem Wechsel der Anschauungen zum Trotz unter uns weiterlebt, ja für unsere Zeit gewissermaßen neu entdeckt worden ist. Eine gerechte Wertung des Strebens und Schaffens des Dichters blieb einer Epoche vorbehalten, in der weite Volkskreise es sich zur Aufgabe machen, den immer mehr um sich greifenden Materialismus und eine inhaltlose Rekordanbetung zu bekämpfen. In seiner „*Bibliothek der Weltliteratur*“ (Reclam), schreibt Hermann Hesse: „Von Eichendorff nehmen wir eine möglichst vollständige Ausgabe: außer den Gedichten (den deutschesten, die es gibt) und dem beliebten ‚*Taugenichts*‘ müssen auch die übrigen Erzählungen alle vorhanden sein...“

K.v.E.

## Eine Geburtstagsfeier auf dem Lande

Anläßlich des Tages, an dem ich mein 70. Lebensjahr vollendete, wurde ich zu meiner größten Überraschung mit Ehrungen geradezu überschüttet. Allem Anschein nach sollte ich, bevor es heißt „Die Tuae einzichen und die Segel streichen“, in aller Eile noch mit einem Lorbeerkrantz geschmückt werden. – Am Vorabende des erwähnten Tages stellten sich zunächst Vertreterinnen des schönen Geschlechts ein, von denen jede eine, teils in Blumen, teils nach hiesigem Brauch, in kunstvoll aus Butter geformten Gebilden bestehende Gabe überreichte. Kaum hatte die Spur dieser Dorfgrazien sich verloren, so erschien der männliche Teil der Gratulanten auf der Bildfläche und zwar die Pfarrgeistlichkeit, der Bürgermeister in Begleitung von Mitgliedern des Gemeinderats und Abgeordnete des Krieger-, Veteranen und Trachten-Vereins. Den Beschluß bildete der Neubeuerner Hauptlehrer, der mit einem aus Angehörigen des Vereins „Liedertafel“ zusammengestellten Doppelquartett Eichendorff'sche und andere Lieder stimmungsvoll zu Gehör brachte. Eine gemeinsame Sitzung vereinigte hierauf die Festversammlung bis in die späten Abendstunden. Am nächstfolgenden Tage war Altenbeuern das Ziel zahlreicher Pilger. Die von gütiger Hand dargereichten Spenden mehrten sich von Stunde zu Stunde. Freudig bewegt stand der, ob eines solch freundnachbarlichen Entgegenkommens völlig überraschte Jubilar vor den ihm schier unüberwindlich scheinenden Bergen von Leckerbissen der verschiedensten Art und nur der Gedanke an die beiden zur Familie gehörenden, in derartigen Dingen überaus leistungsfähigen Kinder, bewahrte ihn davor, die Flinte vorzeitig ins Korn zu werfen. Von nah und fern, namentlich aus Oberschlesien, liefen Glückwünsche und Grüße in ungeahnter Fülle ein, darunter solche des Neisser Magistrats, der Eichendorffstiftung, des Kardinal-Erzbischofs von Breslau, des Oberpräsidenten der Provinz Oberschlesien und des Staatlichen Oberlyzeums zu Gleiwitz. Mehrere Zeitschriften und Zeitungen brachten Gedenkartikel, so u. a. der romantische Almanach „Aurora“, „Der Oberschlesier“, die „Reichspost“, die „Augsburger Postzeitung“, der „Rosenheimer Anzeiger“, die „Kölnische Volkszeitung“, der „Bonner Generalanzeiger“ und das „Wiener Fremdenblatt“. Es drängt mich, all denen, die bei dieser Gelegenheit meiner Person und meiner Arbeit im Dienste der Eichendorff-Forschung in so wohlwollender und liebevoller Weise gedachten, auch an dieser Stelle meinen tiefgefühltesten Dank auszusprechen. Die mir aus berufenem Munde in so überreichem Maß zuteil gewordene Anerkennung gereicht mir zur ganz besonderen Freude und bestärkt mich in die Überzeugung, daß es gerade in unseren Tagen von größter Wichtigkeit ist, daß Männer von so lauterer Gesinnung und uneigennütziger Vaterlandsliebe wie Joseph von Eichendorff von unserem Volke gehört und verstanden werden.

Karl Freiherr von Eichendorff